

E. Nesbit

Fünf Kinder und Es

(Five Children and It)

Mit Illustrationen von H. R. Millar

Deutsch und mit Erläuterungen versehen von Jörg Karau



Inhalt

Widmung	1
<i>1</i> Schön wie der strahlende Tag	2
<i>2</i> Goldene Guineen	15
<i>3</i> Begehrt sein	30
<i>4</i> Flügel	45
<i>5</i> Keine Flügel	59
<i>6</i> Eine Burg und kein Essen	66
<i>7</i> Belagerung und Bett	75
<i>8</i> Größer als der Bäckerjunge	83
<i>9</i> Erwachsen	97
<i>10</i> Skalpe	109
<i>11</i> Der letzte Wunsch	118
Erläuterungen	127

An John Bland

Mein Lamm, du bist noch viel zu klein,
als daß du lesen kannst allein.
Hingegen es kein Buch je schafft,
zu trotzen deiner Hände Kraft.
Obwohl dies Buch für dich bestimmt,
es Mutter in die Obhut nimmt,
bis du selbst liest. O schnelle Zeit,
Der Tag ist leider nicht mehr weit.

I Schön wie der strahlende Tag

Das Haus lag fünf Kilometer vom Bahnhof entfernt, aber ehe noch die staubige Mietkutsche fünf Minuten entlanggerattert war, fingen die Kinder an, die Köpfe aus dem Wagenfenster zu stecken und zu sagen: „Sind wir nicht bald da?“ Und jedesmal, wenn sie ein Haus passierten, was nicht sehr oft geschah, sagten alle: „Ach, ist es *das*?“ Aber das war es nie, bis sie ganz oben auf dem Hügel angekommen waren, gleich hinter der Kalkgrube und bevor man zur Kiesgrube gelangt. Und dort stand ein weißes Haus mit einem grünen Garten und Obstbäumen dahinter und Mutter sagte: „Wir sind da!“

„Wie weiß das Haus ist,“ sagte Robert.

„Und seht mal die Rosen,“ sagte Anthea.

„Und die Pflaumen,“ sagte Jane.

„Es sieht ganz annehmbar aus,“ räumte Cyril ein.

Das Baby sagte: „Willi laufi,“ und die Kutsche hielt mit einem letzten Klappern und Rucken an.

In dem Gedrängel, sofort aus dem Wagen zu kommen, wurde gegen die Beine oder auf die Füße eines jeden getreten, aber niemand schien sich etwas daraus zu machen. Mutter hatte es seltsamer Weise nicht eilig auszusteigen; und selbst als sie langsam herabkam, auf dem Wagentritt und nicht, indem sie sprang, schien sie lieber darauf zu sehen, daß das Gepäck hineingetragen wurde, und sogar den Kutscher zu bezahlen, statt sich an dem ersten herrlichen Vorwärtstürmen durch den Garten und zwischen die Obstbäume und in die stachelige, distelige, dornige, brombeerige Wildnis hinter dem kaputten Tor und dem ausgetrockneten Brunnen an der Seite des Hauses zu beteiligen. Aber die Kinder waren ausnahmsweise klüger. Es war in Wirklichkeit überhaupt kein schönes Haus, es war ganz gewöhnlich und Mutter meinte, es sei ziemlich unpraktisch, und war recht ungehalten, weil es keine Regale gab, die der Rede wert waren, und kaum einen Schrank. Vater hatte gesagt, die schmiedeeisernen Verzierungen am Dach und auf der Mauer glichen dem Altraum eines Architekten. Aber das Haus lag weit draußen auf dem Land mit keinem anderen Haus in Sichtweite und die Kinder waren zwei Jahre in London gewesen, ohne auch nur für einen Tag mit der Ausflugsbahn ans Meer zu fahren, und deshalb erschien ihnen das Weiße Haus als eine Art Märchenschloß in einem Irdischen Paradies. Denn London ist für Kinder wie ein Gefängnis, vor allem wenn ihre Familie nicht reich ist.

Natürlich gibt es die Geschäfte und Theater und Maskelyne und Cooke's und alles Mögliche, aber wenn deine Leute ziemlich arm sind, nimmt man dich nicht ins Theater mit und du kannst nichts in den Geschäften kaufen, und London hat keines dieser schönen Dinge, mit denen Kinder spielen können, ohne den Dingen oder sich selbst etwas anzutun – wie Bäume und Sand und Wälder und Wasser. Und fast alles in London hat die falsche Form – alles nur gerade Linien und flache Straßen statt aller Arten unterschiedlicher Formen, wie sie die Dinge auf dem Land haben. Bäume sind alle verschieden, wie ihr wißt, und sicherlich hat euch eine langweilige Person erzählt, daß keine zwei Grashalme gleich sind. Aber auf Straßen, wo keine Grashalme wachsen, ist alles wie alles andere. Das ist der Grund, weshalb so viele Kinder, die in Städten leben, so besonders unartig sind. Sie wissen nicht, was mit ihnen los ist, noch wissen es ihre Väter und Mütter, Tanten,

Onkel, Cousins, Lehrer, Gouvernanten und Kinderfrauen, aber ich weiß es. Und ihr jetzt auch. Auf dem Land sind Kinder auch manchmal unartig, aber aus ganz anderen Gründen.

Die Kinder hatten die Gärten und Nebengebäude gründlich erforscht, als sie eingefangen und zum Tee gesäubert wurden, und ihnen war ganz klar, daß sie im Weißen Haus mit Sicherheit glücklich sein würden. Sie dachten es vom ersten Moment an, aber als sie die Rückseite des Hauses mit Jasmin bedeckt fanden, voll weißer Blüten und wie eine Flasche des teuersten Duftes riechend, die jemals als Geburtstagsgeschenk überreicht wird, und als sie den Rasen gesehen hatten, ganz grün und weich und ganz anders als das braune Gras in den Gärten von Camden Town, und als sie den Stall mit einem Speicher darüber und einem Rest alten Heus gefunden hatten, waren sie sich beinahe sicher, und als Robert die kaputte Schaukel entdeckt hatte und aus ihr herausgefallen war und eine Beule von der Größe eines Eies am Kopf erhalten hatte und Cyril sich den Finger in der Tür eines Stalls für Kaninchen, falls man welche hielt, geklemmt hatte, gab es für sie keinen Zweifel mehr.

Das Beste von allem war, daß es keine Verbote gab, an bestimmte Stellen zu gehen und bestimmte Dinge zu tun. In London ist fast alles mit „Berühren verboten“ etikettiert und obwohl das Etikett unsichtbar bleibt, ist es trotzdem schlimm, weil man weiß, daß es da ist, oder wenn man es nicht weiß, es einem allzubald gesagt wird.

Das Weiße Haus stand am Rand eines Hügels mit einem Wald dahinter – und der Kalkgrube auf einer Seite und der Kiesgrube auf der anderen. Unten am Fuß des Hügels breitete sich eine Ebene aus mit seltsam geformten Gebäuden, wo der Kalk gebrannt wurde, und einer großen roten Brauerei und anderen Häusern, und wenn die großen Schornsteine rauchten und die Sonne unterging, sah das Tal aus, als sei es mit goldenem Nebel gefüllt, und die Kalköfen und Darren glimmerten und glitzerten, bis sie einer verzauberten Stadt aus „Tausend und eine Nacht“ glichen.

Jetzt, wo ich euch von der Gegend zu berichten begonnen habe, scheint es mir, daß ich weitermachen und dies zu einer höchst interessanten Geschichte von all den gewöhnlichen Dingen machen könnte, die die Kinder taten – nämlich genau die Art von Dingen, die ihr selbst tut –, und ihr würdet jedes Wort glauben, und wenn ich euch erzählte, daß die Kinder lästig waren, wie ihr es manchmal seid, würden eure Tanten an den Rand der Geschichte vielleicht mit Bleistift „wie wahr!“ oder „wie im Leben!“ schreiben und ihr würdet es sehen und wärt sehr wahrscheinlich verärgert. Deshalb will ich euch nur die wirklich erstaunlichen Dinge erzählen, die geschahen, und ihr könnt das Buch ganz sicher liegen lassen, denn keine Tanten und Onkel werden wahrscheinlich „wie wahr!“ an den Rand der Geschichte schreiben. Erwachsene haben große Schwierigkeiten, wirklich wundervolle Dinge zu glauben, wenn sie nicht das haben, was sie Beweis nennen. Aber Kinder werden fast alles glauben und Erwachsene wissen das. Deshalb erzählen sie euch, daß die Erde rund wie eine Orange ist, obwohl ihr absolut deutlich sehen könnt, daß sie flach und uneben ist; deshalb sagen sie, die Erde drehe sich um die Sonne, obwohl ihr selbst jeden Tag sehen könnt, daß die Sonne am Morgen aufsteht und am Abend zu Bett geht wie eine brave Sonne, die sie ist, und die Erde weiß, was sich gehört, und liegt still wie eine Maus. Doch ich könnte mir denken, daß ihr das alles von der Erde und der

Sonne glaubt, und wenn, dann werdet ihr es ganz leicht finden zu glauben, daß ehe noch Anthea und Cyril und die anderen eine Woche auf dem Land waren, sie einen Elf gefunden hatten. Wenigstens nannten sie ihn so, weil er sich selbst so nannte, und natürlich wußte er es am besten, aber er glich überhaupt nicht irgendeinem Elf, den ihr je gesehen oder von dem ihr gehört oder gelesen habt.

Es geschah in der Kiesgrube. Vater mußte plötzlich beruflich fort und Mutter war weg, um bei Oma zu bleiben, der es nicht sehr gut ging. Beide fuhren in großer Eile fort, und als sie weg waren, schien das Haus schrecklich still und leer zu sein, und die Kinder wanderten von einem Zimmer zum anderen und schauten auf die Reste von Papier und Schnur, die vom Packen übriggeblieben und noch nicht beseitigt waren, und wünschten, sie hätten etwas zu tun. Da sagte Cyril:

„Hört mal, wir nehmen unsere Margate-Schaufeln und buddeln in der Kiesgrube. Wir können so tun, als ob es der Strand ist.“

„Vater sagte, daß es das einmal war,“ sagte Anthea; „er sagt, da gibt es Muscheln, die Tausende von Jahren alt sind.“

So zogen sie los. Natürlich waren sie am Rande der Kiesgrube gewesen und hatten hineingeschaut, aber sie waren nicht hinuntergegangen aus Angst, Vater würde sagen, daß sie dort nicht spielen durften, und dergleichen bei der Kalkgrube. Die Kiesgrube ist nicht wirklich gefährlich, wenn man nicht versucht, an den Seiten hinunterzuklettern, sondern den langsamen, sicheren Weg auf der sich abwärts windenden Straße nimmt, als wäre man ein Karren.

Jedes der Kinder hatte seine eigene Schaufel und übernahm es abwechselnd, das Lamm zu tragen. Er war das Baby und man nannte ihn Lamm, weil „Baa“ das allererste war, das er gesagt hatte. Sie nannten Anthea „Panther“, was albern aussieht, wenn man es liest, aber wenn man es spricht, klingt es ein bißchen wie ihr Name.

Die Kiesgrube ist sehr groß und breit, mit Gras, das oben an ihrem Rand wächst, und trockenen, strähnigen purpurnen und gelben Wildblumen. Sie gleicht der Waschschüssel eines Riesen. Es gibt Hügel aus Kies und Löcher in den Seiten der Schüssel, wo Kies herausgeholt worden ist, und hoch oben in den steilen Flanken gibt es kleine Löcher, die die kleinen Eingänge der kleinen Häuser der kleinen Uferschwalben sind.

Die Kinder bauten natürlich eine Burg, aber Sandburgen bauen macht wenig Spaß, wenn man keine Hoffnung hat, daß die zischende Flut jemals herankommt, um den Burggraben zu füllen und die Zugbrücke wegzuspülen, und zum glücklichen Ende jeden bis mindestens zur Taille durchnäßt.

Cyril wollte eine Höhle graben, um darin Schmuggler zu spielen, aber die anderen meinten, sie könnte sie lebendig begraben; schließlich machten sich alle Schaufeln an die Arbeit, ein Loch durch die Burg bis Australien zu graben. Diese Kinder glaubten nämlich, die Erde sei rund und auf der anderen Seite liefen die kleinen australischen Jungen und Mädchen wirklich verkehrt herum, wie Fliegen an der Zimmerdecke mit den Köpfen nach unten in der Luft hängend.

Die Kinder gruben und gruben und gruben und ihre Hände wurden sandig, heiß und rot und ihre Gesichter wurden feucht und glänzend. Das Lamm hatte versucht, den Sand zu essen, und hatte so heftig geweint, als

er herausfand, daß der Sand kein brauner Zucker war, wie er vermutet hatte, daß er jetzt erschöpft war und als warmes, dickes Bündel in der Mitte der halbfertigen Burg schlief. So hatten seine Geschwister freie Hand, richtig schwer zu arbeiten, und das Loch, das bis Australien reichen sollte, wurde bald so tief, daß Jane, die auch „Pussy“ genannt wurde, die anderen aufzuhören bat.

„Angenommen, der Boden des Lochs gibt plötzlich nach,“ sagte sie, „und ihr stürzt zwischen den kleinen Australiern heraus, dann würden sie den ganzen Sand in die Augen kriegen.“

„Ja,“ sagte Robert, „und sie würden uns hassen und Steine auf uns werfen und uns nicht die Känguruhs und Opossums zeigen oder die blauen Eukalyptusse oder Emu-Brand-Vögel oder alles andere.“

Cyril und Anthea wußten, daß Australien nicht ganz so nahe war, aber sie stimmten zu, nicht länger die Schaufeln zu benutzen, sondern mit den Händen weiterzumachen. Das war ganz einfach, weil der Sand am Boden des Loches sehr weich, fein und trocken war, wie Meersand. Und es befanden sich kleine Muscheln darin.

„Stellt euch vor, daß hier einmal Meeresboden war, alles naß und glänzend,“ sagte Jane, „mit Fischen und Meeräalen und Korallen und Meerjungfrauen.“

„Und Schiffsmasten und versunkenen spanischen Schätzen. Ich wünschte, wir könnten eine Golddublonne oder sowas finden,“ sagte Cyril.

„Wie ist denn das Meer weggekommen?“ fragte Robert.

„Nicht in einem Eimer, Dummerjan,“ sagte sein Bruder. „Vater sagt, der Erde wurde unterirdisch so heiß, wie dir manchmal im Bett, so hat sie einfach die Schultern hochgezogen und das Meer mußte runterrutschen wie die Bettdecke von uns, und die Schulter blieb rausgesteckt und wurde zu trockenem Land. Gehen wir Muscheln suchen; ich glaube, diese kleine Höhle sieht danach aus und ich sehe etwas da raus schauen wie ein Stück vom Anker eines untergegangenen Schiffs, und es ist tierisch heiß im australischen Loch.“

Die anderen stimmten zu, nur Anthea fuhr fort zu graben. Sie führte immer gern eine Sache zu Ende, wenn sie einmal damit angefangen hatte. Sie fand, es wäre eine Schande, dieses Loch aufzugeben, ohne nach Australien durchzustoßen.

Die Höhle war eine Enttäuschung, weil es dort keine Muscheln gab und der Anker des untergegangenen Schiffs sich als abgebrochenes Ende eines Spitzhackenstiels herausstellte, und die Höhlenforscher waren gerade dabei zu beschließen, daß der Sand einen durstiger macht, wenn er nicht am Meer ist, und jemand hatte vorgeschlagen, nach Hause zur Limonade zu gehen, als Anthea plötzlich schrie: „Cyril, komm her! Ach, komm schnell! Es ist lebendig! Gleich ist es weg! Schnell!“ Alle eilten zurück.

„Ich würde mich nicht wundern, wenn es eine Ratte ist,“ sagte Robert. „Vater sagt, daß sie alte Orte heimsuchen – und das hier muß hübsch alt sein, wenn hier vor Tausenden von Jahren das Meer war.“

„Vielleicht ist es eine Schlange,“ sagte Jane schauernd.

„Schaun wir mal nach,“ sagte Cyril und sprang in das Loch. „Ich habe keine Angst vor Schlangen. Ich mag sie. Wenn es eine Schlange ist, zähme ich sie und sie wird mir überall hin folgen und ich lasse sie nachts um meinen Hals geringelt schlafen.“

„Nein, kommt nicht in Frage,“ sagte Robert bestimmt. Er hatte mit Cyril ein gemeinsames Schlafzimmer.

„Ach, seid nicht albern!“ sagte Anthea; „es ist keine Ratte, es ist *viel* größer. Und es ist keine Schlange. Es hat Füße, ich habe sie gesehen, und Fell! Nein – nicht mit der Schaufel. Du wirst es verletzen! Grab mit den Händen.“

„Und lasse *es* stattdessen *mich* verletzen! Das ist doch wahrscheinlich, oder?“ sagte Cyril und ergriff eine Schaufel.

„Ach, nicht doch!“ sagte Anthea. „Squirrel, nicht. Ich – es klingt albern, aber es hat etwas gesagt. Das hat es wirklich und wahrhaftig.“

„Was denn?“

„Es hat gesagt: ‚Laßt mich in Ruhe‘.“

Aber Cyril bemerkte nur, daß sich bei seiner Schwester eine Schraube gelockert haben mußte, und er und Robert gruben mit Schaufeln, während Anthea am Rand des Loches vor Aufregung und Hitze auf und nieder hüpfte. Sie gruben vorsichtig und bald konnte jeder sehen, daß sich wirklich etwas auf dem Boden des australischen Lochs bewegte.

Dann rief Anthea: „*Ich* habe keine Angst. Laßt mich graben,“ und fiel auf die Knie und begann wie ein Hund zu scharren, wenn er sich plötzlich erinnert, wo er seinen Knochen vergraben hat.

„Oh, ich habe Fell gespürt,“ rief sie halb lachend und halb weinend. „Wirklich! Ja!“ als plötzlich eine trockene, heisere Stimme aus dem Sand sie alle zurückspringen ließ und ihre Herzen fast genauso schnell wie sie selbst hüpfen.

„Laßt mich in Ruhe,“ sagte die Stimme. Und jetzt hörte sie jeder und sah die anderen an, ob sie sie auch gehört hatten.

„Aber wir möchten dich sehen,“ sagte Robert tapfer.

„Ich wünschte, du würdest herauskommen,“ sagte Anthea, indem sie gleichfalls Mut schöpfte.

„Na schön – wenn das euer Wunsch ist,“ sagte die Stimme, und der Sand bewegte und drehte und zerstreute sich und etwas Braunes und Pelziges und Dickes kam aus dem Loch herausgerollt und der Sand fiel von ihm ab und da saß es und rieb sich mit den Händen die Enden seiner Augen.

„Ich glaube, ich muß eingeschlafen sein,“ sagte es und streckte sich.

Die Kinder standen im Kreis um das Loch herum und schauten auf das Geschöpf, das sie gefunden hatten. Es war es wert, angeschaut zu werden. Seine Augen saßen auf langen Hörnern wie die Augen einer Schnecke und es konnte sie einziehen und ausfahren wie Teleskope; es hatte Ohren wie eine Fledermaus und sein rundlicher Körper gleich der einer Spinne und war mit dickem, weichem Fell bedeckt; auch Beine und Arme waren pelzig und es hatte Hände und Füße wie ein Affe.

„Was in aller Welt ist das?“ sagte Jane. „Sollen wir es mit nach Hause nehmen?“

Das Ding drehte die Stielaugen, um sie anzusehen, und sagte:

„Redet sie immer Unsinn oder ist es nur der Krempel auf ihrem Kopf, der sie einfältig sein läßt?“

Es sah verächtlich auf Janes Hut, während es sprach.



„Sie meint es nicht böse,“ sagte Anthea sanft, „keiner von uns, was immer du denken magst! Hab keine Angst, wir wollen dir doch nichts tun.“

„Mir etwas tun!“ sagte es. „Ich ängstlich? Auf mein Wort! Du redest ja, als ob ich niemand Besonderes wäre.“ Sein ganzes Fell sträubte sich wie bei einer Katze, die im Begriff ist zu kämpfen.

„Nun,“ sagte Anthea, immer noch freundlich, wenn wir wissen, wer Besonderes du bist, würde uns vielleicht etwas einfallen zu sagen, das dich nicht verärgert. Bis jetzt scheint alles, was wir gesagt haben, dich zu ärgern. Wer bist du? Und werde nicht wütend! Denn wir wissen es wirklich nicht.“

„Ihr wißt es nicht?“ sagte es. „Na ja, ich habe gewußt, daß sich die Welt verändert hat – aber – also wirklich – wollt ihr mir ernsthaft erzählen, daß ihr kein Psammead erkennt, wenn ihr eins seht?“

„Zsammenhat? Das kommt mir ganz schön spanisch vor.“

„Es ist aber griechisch,“ sagte die Kreatur scharf. „Also dann schlicht und einfach: ein *Sandelf*. Erkennt ihr keinen Sandelf, wenn ihr einen seht?“ Er sah so bekümmert und verletzt aus, daß sich Jane beeilte zu sagen: „Natürlich sehe ich *jetzt*, was du bist. Es ist jetzt ganz klar, wo man dich ansehen kann.“

„Ihr habt mich schon vor mehreren Sätzen ansehen können,“ sagte er böse und fing an, sich wieder in den Sand zu vergraben.

„Oh – geh doch nicht wieder weg! Sag noch etwas,“ rief Robert. „Ich habe nicht gewußt, daß du ein Sandelf bist, aber ich habe gleich gewußt, als ich dich sah, daß du so ziemlich das Wundervollste bist, das ich je gesehen habe.“

Danach schien der Sandelf etwas weniger schlecht gelaunt zu sein.

„Es ist nicht das Reden, das mir etwas ausmacht,“ sagte er, „solange ihr euch einigermaßen anständig betragt. Aber ich werde mit euch keine höfliche Konversation machen. Wenn ihr auf nette Weise mit mir sprecht, antworte ich euch vielleicht und vielleicht auch nicht. Jetzt sagt etwas.“

Natürlich fiel niemandem etwas ein, aber schließlich kam Robert auf „Wie lange hast du hier schon gelebt?“ und er sagte es sofort.

„Oh, unendlich lange – mehrere tausend Jahre,“ erwiderte das Psammead.

„Erzähl uns doch alles darüber.“

„Es steht alles in Büchern.“

„Du nicht!“ sagte Jane. „Ach, erzähl uns alles, was du kannst, über dich! Wir wissen gar nichts von dir, und du bist *so* nett.“

Der Sandelf strich die langen rattenartigen Schnurrhaare glatt und lächelte zwischen ihnen.

„Bitte erzähl doch!“ sagten alle Kinder im Chor.

Es ist wunderbar, wie schnell man sich sogar an die erstaunlichsten Dinge gewöhnt. Fünf Minuten zuvor hatten die Kinder nicht mehr Ahnung davon als ihr, daß es so etwas wie einen Sandelf auf der Welt gab, und jetzt sprachen sie mit ihm, als ob sie ihn schon ihr ganzes Leben lang kannten.

Er zog die Augen ein und sagte:

„Wie mächtig sonnig es ist – ganz wie in alten Zeiten. Wo kriegt ihr jetzt eure Megatherien her?“

„Was?“ sagten sofort alle Kinder. Es ist sehr schwierig, immer daran zu denken, daß „was“ nicht höflich ist, besonders in Momenten der Überraschung oder Aufregung.

„Gibt es jetzt reichlich Pterodaktylen?“ fuhr der Sandelf fort.

Die Kinder waren nicht in der Lage zu antworten.

„Was eßt ihr zum Frühstück?“ sagte der Elf ungeduldig, „und von wem bekommt ihr es?“

„Eier und Schinken, Brot-mit-Milch und Porridge und sowas. Wir kriegen es von Mutter. Was sind Mega-wie-heißen-sie-nur und Ptero-wie-man-sie-auch-immer-nennt? Und ißt sie jemand zum Frühstück?“

„Na, zu meiner Zeit aß fast jeder Pterodaktylen zum Frühstück! Pterodaktylen waren so etwas wie Krokodile und etwas wie Vögel – ich glaube, sie schmeckten gegrillt besonders gut. Es war nämlich so: Natürlich gab es damals haufenweise Sandelfen und morgens ging man hinaus und suchte sie und wenn man einen gefunden hatte, erfüllte er einem einen Wunsch. Die Leute schickten am frühen Morgen ihre kleinen Jungen hinunter zum Strand, um die Wünsche des Tages erfüllt zu kriegen, und sehr oft wurde der älteste Junge der Familie angewiesen, ein Megatherium zu wünschen, fertig zum Braten zerlegt. Es war nämlich so groß wie ein Elefant, also war eine Menge Fleisch dran. Und wenn sie Fisch wollten, wünschten sie sich den Ichthyosaurus – er war gut sechs bis zwölf Meter lang, deshalb gab es reichlich davon. Und als Geflügel gab es den Plesiosaurus; der warf auch eine Menge ab. Dann konnte sich die übrigen Kinder andere Dinge wünschen. Aber wenn Dinnerpartys stattfanden, gab es fast immer Megatherium und Ichthyosaurus, weil seine Flossen eine große Delikatesse waren und sein Schwanz Suppe ergab.“

„Da müssen riesige Haufen von kaltem Fleisch übriggeblieben sein,“ sagte Anthea, die eines Tages eine gute Haushälterin sein wollte.

„Oh nein,“ sagte das Psammead, „dazu wäre es nie gekommen. Denn bei Sonnenuntergang sind natürlich alle Reste zu Stein geworden. Man findet die Steinknochen des Megatheriums und anderer sogar jetzt noch in der ganzen Gegend, höre ich.“

„Von wem hörst du das?“ fragte Cyril, aber der Sandelf runzelte die Stirn und begann, sehr schnell mit den pelzigen Händen zu graben.

„Ach, geh nicht!“ riefen alle, „erzähl uns mehr davon, als es Megatherien zum Frühstück gab. Sah damals die Welt so aus wie jetzt?“

Er hörte auf zu graben.

„Kein bißchen,“ sagte er, „wo ich lebte, gab es fast überall Sand und auf Bäumen wuchs Kohle und die Strandschnecken waren so groß wie Teetabletts – ihr könnt sie jetzt finden; sie sind versteinert. Wir Sandelfen lebten an der Meeresküste und die Kinder kamen mit ihren kleinen Steinschaufeln und Steineimern und bauten für uns Burgen, um darin zu wohnen. Das liegt Tausende von Jahren zurück, aber ich höre, daß Kinder immer noch Burgen im Sand bauen. Es ist schwer, sich etwas abzugewöhnen.“

„Aber warum habt ihr aufgehört, in den Burgen zu wohnen?“ fragte Robert.

„Das ist eine traurige Geschichte,“ sagte das Psammead niedergeschlagen. „Es lag daran, daß sie unbedingt Gräben um die Burgen ziehen wollten, und das scheußliche, nasse, blubbernde Meer strömte herein, und sobald ein Sandelf naß wurde, erkältete er sich natürlich und meistens starb er. Und so wurden wir immer weniger, und wann immer man einen Elf fand und einen Wunsch machte, wünschte man sich ein Megatherium und aß doppelt so viel wie man eigentlich wollte, weil es Wochen dauern konnte, bis man einen neuen Wunsch machen konnte.“

„Und bist *du* naß geworden?“ wollte Robert wissen.

Der Sandelf erschauerte. „Nur einmal,“ sagte er, „am Ende des zwölften Haars meines obersten linken Schnurrbarts – bei feuchtem Wetter spüre ich noch immer die Stelle. Es passierte nur einmal, aber es hat mir gereicht. Sobald die Sonne meinen armen lieben Bart getrocknet hatte, bin ich fortgegangen. Ich eilte weg zum hinteren Teil des Strand es und grub mir ein Haus tief in warmem, trockenem Sand, und da bin ich seither geblieben. Und das Meer ist später weggezogen. Und jetzt werde ich nichts mehr erzählen.“

„Nur eines noch, bitte,“ sagten die Kinder. „Kannst du jetzt Wünsche erfüllen?“

„Natürlich,“ sagte er, „habe ich euch nicht vor ein paar Minuten einen erfüllt? Ihr habt gesagt ‚ich wünsche, daß du herauskommst‘, und ich habe es gemacht.“

„Ach bitte, können wir nicht noch einen erfüllt bekommen?“

„Ja, aber beeilt euch. Ich habe genug von euch.“

Ich wage zu behaupten, daß ihr oft überlegt habt, was ihr tun würdet, wenn ihr drei Wünsche frei hättet, und daß ihr den alten Mann und seine Frau aus der Blutwurstgeschichte verachtet und sicher seid, daß euch ohne

einen Moment zu zögern drei wirklich nützliche Wünsche einfallen, wenn ihr die Chance hättet. Diese Kinder hatten oft solche Gelegenheit besprochen, aber jetzt, wo die Chance plötzlich da war, konnten sie sich nicht entscheiden.

„Schnell,“ sagte der Sandelf unwirsch. Niemandem fiel etwas ein, nur Anthea gelang es, sich an ihren und Janes geheimen Wunsch zu erinnern, den sie den Jungen niemals erzählt hatten. Sie wußten, daß sich Jungen nichts daraus machen würden – aber es war immer noch besser als nichts.

„Ich wünsche, wir wären so schön wie der strahlende Tag,“ sagte sie hastig.

Die Kinder schauten sich an, aber jeder konnte sehen, daß die anderen nicht besser als bisher aussahen. Das Psammead schob die langen Augen heraus und schien den Atem anzuhalten und anzuschwellen, bis es doppelt so dick und pelzig wie vorher war. Plötzlich atmete es mit einem langen Seufzer aus.

„Wirklich, ich fürchte, ich schaffe es nicht,“ sagte es entschuldigend. „Ich muß außer Übung sein.“

Die Kinder waren schrecklich enttäuscht.

„Ach, versuch es doch noch mal!“ sagten sie.

„Nun,“ sagte der Sandelf, „Tatsache ist, daß ich ein bißchen Kraft zurückgehalten habe, um damit den anderen ihre Wünsche zu erfüllen. Wenn ihr mit einem Wunsch pro Tag für euch alle zufrieden seid, kann ich mich wahrscheinlich dafür ganz aufpumpen. Seid ihr damit einverstanden?“

„Ja, oh ja!“ sagten Jane und Anthea. Die Jungen nickten. Sie glaubten nicht, daß der Sandelf es konnte. Man kann Mädchen viel leichter dazu kriegen, etwas zu glauben, als Jungen.

Das Psammead streckte die Augen noch weiter heraus als sonst und schwoll und schwoll und schwoll.

„Ich hoffe, er tut sich nicht weh,“ sagte Anthea.

„Oder platzt aus der Haut,“ sagte Robert besorgt.

Jeder war mächtig erleichtert, als der Sandelf, nachdem er so groß geworden war, daß er das Loch im Sand nahezu ausfüllte, plötzlich ausatmete und zu seiner normalen Größe zurückkehrte.

„Das ist gutgegangen,“ sagte er und atmete schwer. „Morgen wird es leichter gehen.“

„Hat es sehr wehgetan?“ fragte Anthea.

„Nur meinem armen Schnurrbart, besten Dank,“ sagte er, „aber du bist ein nettes und fürsorgliches Kind. Guten Tag.“

Er scharrte plötzlich heftig mit Händen und Füßen und verschwand im Sand. Die Kinder sahen einander an und jedes fand sich allein mit drei völlig fremden Kindern, alle strahlend schön.

Sie standen eine Zeitlang in völliger Stille da. Jedes Kind dachte, seine Geschwister seien fortgegangen und daß sich diese fremden Kinder unbemerkt herbeigestohlen hatten, während es der anschwellenden Gestalt des Sandelfs zuschaute. Anthea sprach als erste.

„Entschuldigung,“ sagte sie sehr höflich zu Jane, die jetzt riesengroße blaue Augen und eine Wolke aus rostrottem Haar besaß, „aber hast du zwei kleine Jungen und ein kleines Mädchen irgendwo in der Nähe gesehen?“

„Das wollte ich dich gerade fragen,“ sagte Jane. Und dann rief Cyril:

„Das bist ja *du*! Ich kenne das Loch in deiner Schürze! Du *bist* doch Jane, nicht wahr? Und du bist der Panther; ich kann dein schmutziges Taschentuch sehen, das du vergessen hast zu wechseln, nachdem du dir in den Daumen geschnitten hast! Meine Güte! Der Wunsch ist schließlich doch erfüllt worden. Hört mal, bin ich so schön wie ihr?“

„Wenn du Cyril bist, hast du mir vorher besser gefallen,“ sagte Anthea entschieden. „Du siehst mit deinem goldenen Haar aus wie das Bild des jungen Chorknaben; es sollte mich nicht wundern, wenn du jung stirbst. Und falls der hier Robert ist, so gleicht er einem italienischen Drehorgelspieler. Sein Haar ist ganz schwarz.“

„Und ihr beiden Mädels seid wie Weihnachtskarten – das ist alles – blöde Weihnachtskarten,“ sagte Robert wütend. „Und Janes Haar ist einfach nur mohrrübig.“

Tatsächlich hatte es diesen venezianischen Farbton, der so sehr von Malern bewundert wird.

„Es hat doch keinen Zweck, an einander herumzumäkeln,“ sagte Anthea, „wir wollen das Lamm nehmen und es nach Hause zum Essen schleppen. Die Dienstboten werden uns ganz schrecklich bewundern, ihr werdet's sehen.“

Das Lamm wachte gerade auf, als sie zu ihm kamen, und alle Kinder waren erleichtert zu sehen, daß wenigstens er nicht schön wie der strahlende Tag war, sondern genau so wie immer.

„Ich vermute, daß er zu jung ist, um selbst Wünsche zu haben,“ sagte Jane. „Wir werden ihn das nächste Mal extra erwähnen müssen.“

Anthea lief zu ihm hin und streckte die Arme aus.

„Komm zu deinem Panther, Liebchen,“ sagte sie.

Das Lamm schaute sie mißbilligend an und steckte einen sandigen rosa Daumen in den Mund. Anthea war seine Lieblingsschwester.

„Na komm schon,“ sagte sie.

„Geh weit weg!“ sagte er.

„Komm zu deiner Pussy,“ sagte Jane.

„Will meine Panthi,“ sagte das Lamm kläglich und seine Lippe zitterte.

„Na los, komm schon, Alter,“ sagte Robert, „komm und mach Hoppe-Reiter auf Robbis Rücken.“

„Waah, böser böser Junge,“ heulte das Lamm völlig aufgelöst. Da war den Kindern das Schlimmste klar: *das Lamm erkannte sie nicht!*

Sie schauten einander verzweifelt an und für jeden war es in dieser fürchterlichen Notlage grausam, nur in die schönen Augen vollkommen Fremder zu blicken, statt in die lustigen, freundlichen, alltäglichen, zwinkernden, fröhlichen kleinen Augen der eigenen Geschwister.

„Das ist absolut wirklich furchtbar,“ sagte Cyril, als er versucht hatte, das Lamm hochzuheben, und es wie eine Katze gekratzt und wie ein Stier gebrüllt hatte. „Wir müssen uns mit ihm *anfreunden*! Ich kann ihn nicht nach Hause tragen, wenn er so schreit. Stellt euch vor: mit unserem eigenen Baby Freundschaft schließen müssen! – Es ist zu bescheuert.“

Das war jedoch genau das, was sie tun mußten. Es dauerte über eine Stunde und die Aufgabe wurde durch die Tatsache nicht leichter, daß das Lamm inzwischen hungrig wie ein Löwe und durstig wie eine Wüste war.

Schließlich willigte er ein, diesen Fremden zu erlauben, ihn einander abwechselnd nach Hause zu tragen, aber weil er es ablehnte, sich an solchen neuen Bekanntschaften festzuhalten, war er totes Gewicht und höchst strapaziös.

„Gott sei Dank, wir sind zu Hause!“ sagte Jane und wankte durch das eiserne Tor dorthin, wo Martha, das Kindermädchen, an der Eingangstür stand, die Augen mit der Hand beschattete und besorgt Ausschau hielt.

„Hier, nimm das Baby!“

Martha riß ihnen das Lamm aus den Armen.

„Dem Herrn sei Dank, *er* ist wohlbehalten zurück,“ sagte sie. „Wo sind die andern und wer um Himmels willen seid ihr alle?“

„Wir sind natürlich *wir*,“ sagte Robert.

„Und wer sind *wir*, wenn ich fragen darf?“ fragte Martha spöttisch.

„Ich sage dir doch, *wir* sind es, nur daß wir schön wie der strahlende Tag sind,“ sagte Cyril. „Ich bin Cyril und das sind die andern und wir sind mächtig hungrig. Laß uns rein und sei keine dämliche Idiotin.“

Martha verfluchte nur Cyrils Frechheit und versuchte, ihm die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

„Ich weiß, wir *sehen* anders aus, aber ich bin Anthea und wir sind so müde und die Essenszeit ist längst vorbei.“

„Dann geht zum Essen nach Hause, wer immer ihr seid, und wenn unsere Kinder euch zu dieser Schauspielerei verleitet haben, könnt ihr ihnen von mir ausrichten, daß sie ihr Fett abkriegen, damit sie wissen, was ihnen blüht!“ Damit knallte sie die Tür zu. Cyril klingelte heftig. Keine Antwort. Schließlich steckte die Köchin den Kopf aus einem Schlafzimmerfenster und sagte:

„Wenn ihr nicht macht, daß ihr wegkommt, und zwar plötzlich, hole ich die Polizei.“ Und sie knallte das Fenster zu.

„Es hat keinen Zweck,“ sagte Anthea. „Ach, kommt doch von hier weg, bevor wir ins Gefängnis gesteckt werden.“

Die Jungen sagten, das sei Unsinn und das Gesetz von England könne einen nicht ins Gefängnis stecken, nur weil man schön wie der strahlende Tag war, aber trotzdem folgten sie den anderen hinaus auf den Weg.

„Ich vermute, daß wir nach Sonnenuntergang wieder wir selbst sein werden,“ sagte Jane.

„Ich weiß nicht,“ sagte Cyril bekümmert, „vielleicht geht es jetzt nicht mehr – seit Megatherien-Zeiten hat sich viel verändert.“

„Oh,“ rief Anthea plötzlich, „vielleicht werden wir bei Sonnenuntergang zu Stein wie die Megatherien, so daß nichts von uns für den nächsten Tag übrig bleibt.“

Sie fing an zu weinen und ebenso Jane. Selbst die Jungen wurden bleich. Niemand brachte es übers Herz, etwas zu sagen.

Der Nachmittag war gräßlich. Es gab kein Haus in der Nähe, wo sich die Kinder ein Stück Brot oder wenigstens ein Glas Wasser erbetteln konnten. Sie hatten Angst, ins Dorf zu gehen, weil sie Martha dorthin mit einem Korb hatten hinunterlaufen sehen, und es gab einen Dorfpolizisten. Es stimmt schon, sie waren alle schön wie der strahlende Tag, aber das ist ein schwacher Trost, wenn man hungrig wie ein Wolf und durstig wie ein Schwamm ist.

Dreimal versuchten sie vergebens, die Dienstboten im Weißen Haus zu bewegen, sie hineinzulassen und ihre Geschichte anzuhören. Und dann ging Robert allein, weil er hoffte, durch eines der hinteren Fenster einsteigen und so für die anderen die Tür öffnen zu können. Aber alle Fenster waren außer Reichweite und Martha leerte aus einem oberen Fenster einen Waschkrug mit kaltem Wasser über ihn aus und sagte:

„Mach, daß du wegkommst, du garstiger kleiner Itakeraffe.“

Schließlich endete es damit, daß sie sich in einer Reihe unter die Hecke setzten, mit den Füßen in einem trockenen Graben, und auf den Sonnenuntergang warteten, wobei sie sich fragten, ob sie sich, wenn die Sonne unterging, in Stein verwandelten oder in ihre alten natürlichen Gestalten; und jeder von ihnen fühlte sich einsam und unter Fremden und versuchte, die anderen nicht anzusehen, denn obwohl ihre Stimmen ihre eigenen waren, sahen ihre Gesichter so strahlend schön aus, daß es ganz irritierend war, sie anzuschauen.

„Ich glaube nicht, daß wir zu Stein werden,“ sagte Robert und brach damit ein langes, trübseliges Schweigen; „weil der Sandelf gesagt hat, er würde uns morgen einen anderen Wunsch erfüllen, und das könnte er nicht, wenn wir aus Stein sind, nicht wahr?“

Die anderen sagten: „Nein,“ aber sie waren keineswegs getröstet.

Weiteres Schweigen, länger und trübseliger, wurde von Cyril unterbrochen, der plötzlich sagte: „Ich will euch Mädels keine Angst machen, aber ich glaube, es fängt bei mir schon an. Mein Fuß ist ganz tot. Ich werde zu Stein, das weiß ich, und ihr werdet es jede Minute auch.“

„Mach dir nichts draus,“ sagte Robert freundlich, „Vielleicht wirst du der einzige aus Stein sein und wir andern bleiben verschont und dann werden wir deine Statue in Ehren halten und Kränze dranhängen.“

Aber als sich herausstellte, daß Cyrils Fuß nur eingeschlafen war, weil er so lange auf ihm gesessen hatte, und der Fuß mit einer Kribbel- und Piek-Tortur zum Leben erwachte, waren die anderen ganz verärgert.

„Uns für nichts und wieder nichts solche Angst einzujagen!“ sagte Anthea.

Das dritte und trübsinnigste Schweigen wurde von Jane unterbrochen. Sie sagte: „Falls wir *doch* hier heil herauskommen, werden wir das Sammet bitten, es so zu machen, daß die Dienstboten nichts Ungewöhnliches bemerken, egal, was für Wünsche wir haben.“

Die anderen grunzten nur. Sie fühlten sich allzu elend, um sogar gute Entschlüsse zu fassen.

Schließlich vereinigten sich Hunger, Angst, Verdrossenheit und Müdigkeit – vier sehr garstige Dinge –, um ein gutes Ding zu bringen, und das war Schlaf. Die Kinder lagen schlummernd nebeneinander, ihre schönen Augen geschlossen und ihre schönen Münder offen. Anthea wurde als erste wach. Die Sonne war untergegangen und die Dämmerung kam.

Anthea kniff sich sehr fest, um sicherzugehen, und als sie merkte, daß sie das Kneifen immer noch spüren konnte, befand sie, daß sie nicht aus Stein war, und dann kniff sie die anderen. Auch sie waren weich.

„Aufwachen,“ sagte sie, vor Freude beinahe in Tränen; „alles ist gut, wir sind nicht versteinert. Und oh, Cyril, wie lieb und häßlich du aussiehst mit deinen alten Sommersprossen und deinen braunen Haaren und deinen kleinen Augen. Und auch ihr anderen!“ fügte sie hinzu, damit sie nicht eifersüchtig wurden.

Als sie nach Hause kamen, wurden sie von Martha tüchtig ausgeschimpft; sie erzählte ihnen von den fremden Kindern.

„Ein gutaussehender Haufen, muß ich schon sagen, aber so unverschämt.“

„Ich weiß,“ sagte Robert, der aus Erfahrung wußte, wie hoffnungslos es wäre zu versuchen, Martha etwas zu erklären.

„Und wo in aller Welt seid ihr die ganze Zeit gewesen, ihr ungezogenen kleinen Dinger, ihr?“

„Auf dem Weg.“

„Warum seid ihr nicht schon vor Stunden nach Hause gekommen?“

„Wir konnten wegen ihnen nicht,“ sagte Anthea.

„Wegen *wem*?“

„Wegen den Kindern, die so schön wie der strahlende Tag waren. Sie haben uns bis Sonnenuntergang festgehalten. Wir konnten nicht zurückkommen, bevor sie weg waren. Du hast keine Ahnung, wie wir sie gehaßt haben! Ach, gib uns doch jetzt Abendbrot – wir sind so hungrig.“

„Hungrig! Das glaube ich gern,“ sagte Martha verärgert, „den ganzen Tag draußen. Na, ich hoffe, das wird euch eine Lehre sein, sich mit fremden Kindern abzugeben – höchstwahrscheinlich hier nach den Masern! Merkt euch jetzt: wenn ihr sie wiederseht, sprecht bloß nicht mit ihnen – kein einziges Wort und nicht einmal ein Blick – sondern kommt gleich zu mir und sagt es mir. Ich werde ihnen ihre Schönheit schon verhageln!“

„Falls wir sie jemals doch wiedersehen, sagen wir es dir,“ sagte Anthea, und Robert, der seine Augen liebevoll auf das kalte Rindfleisch gerichtet hatte, das von der Köchin auf einem Tablett hereingebracht wurde, setzte mit tiefempfundenem Unterton hinzu:

„Und wir passen mächtig auf, daß wir sie *nie wieder* zu Gesicht bekommen.“

Und das haben sie auch nie mehr.

2 Goldene Guineen

Am Morgen erwachte Anthea aus einem sehr realistischen Traum, in welchem sie bei strömendem Regen ohne Schirm durch den Zoologischen Garten ging. Die Tiere schienen wegen des Regens äußerst unglücklich zu sein und alle knurrten verdrossen. Als sie aufwachte, hörten das Knurren und der Regen nicht auf. Das Knurren war das schwere, regelmäßige Atmen ihrer Schwester Jane, die ein bißchen erkältet war und noch schlief. Der Regen fiel auf Antheas Gesicht langsam und tropfenweise aus dem nassen Zipfel eines Badetuchs, aus dem ihr Bruder Robert sachte das Wasser drückte, um sie zu wecken, wie er erklärte.

„Ach, laß das!“ sagte sie ziemlich verärgert; also ließ er es, denn er war kein unmenschlicher Bruder, obwohl sehr erfindungsreich mit Stechkissenbetten, Schabernackfallen, originellen Methoden, schlafende Verwandte zu wecken, und anderen kleinen Fertigkeiten, die für ein glückliches Heim sorgen.

„Ich hatte solch einen komischen Traum,“ begann Anthea.

„Ich auch,“ sagte Jane, die plötzlich ohne Vorwarnung wach wurde. „Ich habe geträumt, wir fanden einen Sandelf in der Kiesgrube und er sagte, er sei ein Sammet und wir könnten jeden Tag einen Wunsch erfüllt kriegen und –“

„Aber das habe *ich* geträumt,“ sagte Robert. „Ich wollte es euch gerade erzählen – und wir machten den ersten Wunsch, gleich nachdem er es gesagt hatte. Und ich habe geträumt, daß ihr Mädels eselhaft genug wart, um zu wünschen, daß wir alle schön wie der strahlende Tag sind, und das waren wir ganz gewaltig und es war absolut tierisch.“

„Aber *können* denn verschiedene Leute alle dasselbe träumen?“ sagte Anthea und setzte sich im Bett auf, „weil ich das ebenso wie vom Zoo und dem Regen geträumt habe, und das Lamm hat uns in meinem Traum nicht erkannt und die Dienstboten haben uns nicht ins Haus gelassen, weil unsere strahlende Schönheit solch eine komplette Verkleidung war und –“

Von der anderen Seite des Treppenabsatzes ertönte die Stimme des ältesten Bruders.

„Mach schon, Robert,“ sagte sie, „sonst kommst du wieder zu spät zum Frühstück – es sei denn, du willst dich wie am Dienstag vor deinem Bad drücken.“

„Ach was, komm mal kurz her,“ erwiderte Robert. „Ich habe mich nicht davor gedrückt; ich habe mich nach dem Frühstück in Vaters Ankleidezimmer gewaschen, weil unser Bad leergemacht war.“

Cyril erschien in der Tür, teilweise angekleidet.

„Hör mal,“ sagte Anthea, „wir hatten alle solch einen seltsamen Traum. Wir habe alle geträumt, wir hätten einen Sandelf gefunden.“

Ihre Stimme erstarb vor Cyrils verächtlichem Blick. „Traum?“ sagte er. „Ihr kleinen Dummchen, es ist *wahr*! Ich sage euch, es ist alles geschehen. Deshalb bin ich so scharf darauf, früh unten zu sein. Wir gehen gleich nach dem Frühstück dort hoch und machen einen neuen Wunsch. Aber bevor wir gehen, sollten wir uns einmütig entscheiden, was wir wollen, und niemand darf um etwas bitten, ohne daß die andern vorher zustimmen. Keine beispiellosen Schönheiten für dieses Kind, vielen Dank auch. Kommt nicht in Frage!“

Mit offenen Mündern zogen sich die drei anderen an. Wenn dieser ganze Traum von dem Sandelf Wirklichkeit war, dann war dieses wirkliche Ankleiden beinahe wie ein Traum, dachten die Mädchen. Jane hatte das Gefühl, daß Cyril recht hatte, aber Anthea war sich nicht sicher, bis sie Marthas umfassende und klare Ermahnungen wegen ihres nichtsnutzigen Benehmens am Tag vorher hörten. Dann war sich Anthea sicher. „Weil Dienstboten,“ sagte sie, „niemals etwas träumen außer von den Dingen im *Traumbuch*, wie Schlangen und Austern und auf eine Hochzeit gehen – das bedeutet eine Beerdigung, und Schlangen sind eine falsche Freundin und Austern sind Babys.“

„Apropos Babys,“ sagte Cyril, „wo ist das Lamm?“

„Martha nimmt ihn mit nach Rochester, um ihre Cousine zu besuchen. Mutter hat es ihr erlaubt. Sie zieht ihn jetzt an,“ sagte Jane, „mit seinem besten Mantel und Hut. Butterbrot bitte.“

„Sie scheint ihn sogar gern mitzunehmen,“ sagte Robert verwundert.

„Dienstboten zeigen Babys gern bei ihren Verwandten herum,“ sagte Cyril. „Vor allem in ihren besten Sachen – ich habe das schon früher bemerkt.“

„Ich vermute, sie tun so, als ob es ihre eigenen Babys sind und daß sie überhaupt keine Dienstboten sind, sondern mit adligen Herzögen von hohem Rang verheiratet, und sie sagen, die Babys sind die kleinen Herzöge und Herzoginnen,“ meinte Jane träumerisch und nahm sich mehr Orangenmarmelade. „Ich vermute, daß es das ist, was Martha ihrer Cousine erzählen wird. Sie wird sich ganz furchtbar amüsieren.“

„Sie wird sich nicht ganz furchtbar amüsieren, wenn sie unseren kleinen Herzog nach Rochester trägt,“ sagte Robert, „nicht wenn sie annähernd wie ich ist – sie wird nicht.“

„Stellt euch vor, nach Rochester mit dem Lamm auf dem Buckel laufen! Ach du meine Güte!“ sagte Cyril voll zustimmend.

„Sie fährt mit dem Lieferwagen mit,“ sagte Jane. „Wir verabschieden sie, dann haben wir eine höfliche und freundliche Tat vollbracht und wir werden ganz sicher sein, daß wir sie für den ganzen Tag los sind.“

So machten sie es.

Martha trug ihr Sonntagskleid mit zwei Purpurschattierungen, so eng über der Brust, daß es sie vorgebeugt stehen ließ, und ihren blauen Hut mit den rosa Kornblumen und dem weißen Band. Sie hatte einen gelben Spitzenkragen mit einer grünen Schleife umgelegt. Und das Lamm trug tatsächlich seinen allerbesten cremefarbenen Seidenmantel und Hut. Es waren adrette Reisende, die der Lieferwagen an der Kreuzung aufnahm. Als die weiße Wagenplane und die roten Räder langsam in einem Wirbel von Kalkstaub verschwunden waren – „Und jetzt zum Sammet!“ sagte Cyril und sie gingen los.

Unterwegs beschlossen sie den Wunsch, den sie erfüllt haben wollten. Obwohl sie es sehr eilig hatten, versuchten sie nicht, an der Seite der Kiesgrube hinabzuklettern, sondern gingen auf der sicheren Straße hinunter, als ob sie Karren wären. Sie hatten einen Ring aus Steinen um die Stelle gelegt, wo der Sandelf verschwunden war; deshalb fanden sie sie leicht wieder. Die Sonne brannte und gleißte und der Himmel war tiefblau – ohne eine Wolke. Der Sand fühlte sich sehr heiß an.

„Oh – angenommen, es war schließlich doch nur ein Traum,“ sagte Robert, während die Jungen ihre Schaufeln aus dem Sandhaufen zogen, in dem sie sie vergraben hatten, und zu buddeln anfangen.

„Angenommen, du wärst ein vernünftiger Bursche,“ sagte Cyril, „das eine ist so wahrscheinlich wie das andere!“

„Angenommen, du würdest nicht ausfallend werden,“ schnappte Robert.

„Angenommen, wir Mädchen lösen euch ab,“ sagte Jane lachend. „Euch Jungs scheint sehr warm zu werden.“

„Angenommen, ihr gebt nicht euren blöden Senf dazu,“ sagte Robert, dem jetzt wirklich warm wurde.

„Machen wir nicht,“ sagte Anthea schnell. „Robert, mein Lieber, sei doch nicht so reizbar – wir werden kein Wort sagen; du sollst derjenige sein, der mit dem Elf spricht und ihm sagt, was wir als Wunsch beschlossen haben. Du machst es viel besser als wir.“

„Angenommen, du hörst auf, eine kleine Schwindlerin zu sein,“ sagte Robert, aber nicht wütend. „Paßt auf – grabt jetzt mit den Händen!“

Das taten sie und legten bald den spinnenförmigen braunen, haarigen Körper, die langen Arme und Beine, Fledermausohren und Schneckenaugen des Sandelfs frei. Jeder machte vor Genugtuung einen tiefen Atemzug, denn jetzt konnte es natürlich kein Traum gewesen sein.

Das Psammead setzte sich auf und schüttelte den Sand aus dem Pelz.

„Wie geht es heute morgen deiner linken Schnurrbartseite?“ fragte Anthea höflich.

„Damit ist es nicht weit her,“ sagte es, „sie hatte eine ziemlich ruhelose Nacht. Aber danke für die Nachfrage.“

„Sag mal,“ sagte Robert, „fühlst du dich heute gut genug, Wünsche zu erfüllen, weil wir sehr gern einen Extrawunsch neben dem eigentlichen erfüllt hätten? Der Extrawunsch ist sehr klein,“ fügte er beruhigend hinzu.

„Hmpf!“ sagte der Sandelf. (Wenn ihr diese Geschichte laut lest, sprecht „Hmpf“ bitte genau so aus, wie es geschrieben ist, denn so hat er es gesagt.) „Hmpf! Wißt ihr, ehe ich euch genau über meinem Kopf so unfreundlich zueinander sein hörte, und noch dazu so laut, dachte ich erst wirklich, ich hätte euch alle geträumt. Ich habe manchmal sehr seltsame Träume.“

„Tatsächlich?“ beeilte sich Jane zu sagen, als wollte sie vom Thema der Unfreundlichkeit wegkommen. „Ich wünschte,“ fügte sie höflich hinzu, „du würdest uns etwas von deinen Träumen erzählen – sie müssen schrecklich interessant sein.“

„Ist das der Wunsch des Tages?“ fragte der Sandelf gähmend.

Cyril murmelte etwas von „typisch Mädchen“ und die übrigen blieben stumm. Wenn sie „ja“ sagten, dann Lebewohl den anderen Wünschen, für die sich entschieden hatten. Sagten sie „nein“, wäre es sehr unhöflich, und sie alle war gutes Benehmen gelehrt worden und sie hatten auch ein bißchen davon gelernt, was keineswegs dasselbe ist. Ein Seufzer der Erleichterung kam von allen Lippen, als der Sandelf sagte:

„Wenn ich das mache, habe ich nicht mehr die Kraft, euch einen zweiten Wunsch zu erfüllen; nicht einmal gute Gemütsart oder gesunden Menschenverstand oder gutes Benehmen und solche Kleinigkeiten.“

„Wegen *dieser* Dinge wollen wir dir gar keine Umstände bereiten; damit kommen wir recht gut selbst klar,“ sagte Cyril ungeduldig, während die anderen sich schuldbewußt ansahen und wünschten, der Elf würde nicht auf guter Gemütsart herumreiten, sondern sie einmal richtig zusammenstauchen und dann damit fertig sein.

„Also,“ sagte das Psammead und streckte die langen Schneckenaugen so plötzlich aus, daß eines beinahe in die runden Jungenaugen Roberts geriet, „laßt zuerst den kleinen Wunsch hören.“

„Wir möchten nicht, daß die Dienstboten die Gaben bemerken, die du uns gewährst.“

„So freundlich bist, uns zu gewähren,“ flüsterte Anthea.

„So freundlich bist, uns zu gewähren, meine ich,“ sagte Robert.

Der Elf blies sich ein bißchen auf, ließ den Atem heraus und sagte:

„Das habe ich für euch getan – es war ganz leicht. Die Leute bemerken sowieso nicht viel. Wie lautet der nächste Wunsch?“

„Wir möchten,“ sagte Robert langsam, „reich sein über die Träume von irgendwas hinaus.“

„Habgier,“ sagte Jane.

„So ist es,“ sagte der Elf unerwartet. „Aber es wird euch nicht viel Gutes bringen; das ist ein Trost,“ murmelte er vor sich hin. „Bitte – ich kann nicht über Träume hinausgehen, müßt ihr wissen! Wieviel wollt ihr denn und wollt ihr es in Gold oder Scheinen haben?“

„Gold bitte – und Millionen davon.“

„Wäre diese Kiesgrube voll genug?“ fragte der Elf lässig.

„Oh ja!“

„Dann geht raus, bevor ich anfangе, sonst werdet ihr lebendig begraben.“

Er machte seine dünnen Arme so lang und wedelte mit ihnen so furchterregend, daß die Kinder so schnell sie konnten zu der Straße rannten, auf der früher die Karren zu den Kiesgruben fuhren. Nur Anthea besaß genug Geistesgegenwart, ein schüchternes „Schönen Tag noch, ich hoffe, deinem Schnurrbart geht es morgen besser“ zu rufen, während sie rannte.

Auf der Straße drehten sie sich um und schauten zurück, und sie mußten die Augen zumachen und sie ganz langsam wieder öffnen, nach und nach, weil der Anblick zu sehr blendete, um ihn zu ertragen. Es war, als ob man versuchte, an einem Hochsommertag in die Sonne zu schauen. Denn die gesamte Sandgrube war bis oben zum Rand voll mit neuen, glänzenden Goldstücken, und alle die kleinen Eingangstüren der kleinen Uferschwalben waren, weil zugeschüttet, nicht mehr zu sehen. Wo sich der Karrenweg hinunter in die Kiesgrube wand, lag das Gold in Haufen herum wie Steine am Wegesrand und eine große Böschung aus Gold senkte sich von oben flach und glatt zwischen den hohen Seiten der Grube hinab. Und auf die Seiten und Ränder dieser zahllosen Münzen schien die Mittagssonne und es funkelte, leuchtete und glänzte, bis die Grube wie die Öffnung eines Schmelzofens oder eine der Feenhallen aussah, die man manchmal bei Sonnenuntergang am Himmel beobachtet.

Die Kinder standen mit offenen Mündern da und niemand sprach ein Wort.



Schließlich bückte sich Robert und hob eine der Münzen vom Rand des Haufens am Karrenweg auf und sah sie sich an. Er schaute auf beide Seiten. Dann sagte er mit leiser Stimme, die ganz anders als sonst klang: „Das sind keine Sovereigns.“

„Jedenfalls ist es Gold,“ sagte Cyril. Und jetzt fingen alle an, gleichzeitig zu reden. Sie hoben Hände voll des goldenen Schatzes auf und ließen ihn wie Wasser durch die Finger rinnen, und das Klirren, das er beim Fallen machte, war wundervolle Musik. Zuerst dachten sie gar nicht daran, das Geld auszugeben, so schön war es, damit zu spielen. Jane setzte sich zwischen zwei Goldhaufen und Robert fing an, sie zu begraben, wie man seinen Vater im Sand begräbt, wenn man am Meer ist und er am Strand mit der Zeitung über dem Gesicht eingeschlafen daliegt. Aber Jane war kaum zur Hälfte zugeschüttet, als sie rief: „Oh, halt, es ist so schwer! Es tut weh!“ Robert sagte: „Quatsch!“ und machte weiter.

„Laß mich raus, sag ich dir,“ rief Jane und wurde herausgeholt, ganz bleich und ein bißchen zitternd.

„Du hast ja keine Ahnung, wie das ist,“ sagte sie, „es liegt wie ein Stein auf einem – oder wie Ketten.“

„Hört mal,“ sagte Cyril, „wenn das uns etwas bringen soll, bringt es nichts, wenn wir hierbleiben und es derart anstaunen. Wir sollten uns die Taschen füllen und etwas kaufen gehen. Denkt daran, daß es nur bis Sonnenuntergang da ist. Ich wünschte, wir hätten das Sammet gefragt, warum nichts zu Stein wird. Aber vielleicht das hier. Ich mach euch einen Vorschlag: im Dorf gibt’s ein Pony mit Wagen.“

„Willst du das kaufen?“ fragte Jane.

„Nein, Dummchen – wir *mieten* es. Und dann fahren wir nach Rochester und kaufen haufenweise Sachen. Und wir nehmen soviel mit, wie wir tragen können. Aber es sind keine Sovereigns. Sie haben auf einer Seite einen Männerkopf und auf der anderen sowas wie ein Pik-As.



Füllt eure Taschen damit, sage ich euch, und kommt. Ihr könnt beim Gehen quatschen – wenn ihr quatschen müßt.“

Cyril setzte sich hin und begann, seine Taschen zu füllen.

„Ihr habt euch über mich lustig gemacht, weil ich Vater neun Taschen in meine Norfolk-Jacke habe machen lassen,“ sagte er, „aber jetzt könnt ihr mal sehen!“

Sie sahen. Denn als Cyril seine neun Taschen und sein Taschentuch und den Raum zwischen sich und seiner Hemdbrust mit den Goldmünzen gefüllt hatte, mußte er aufstehen. Aber er taumelte und mußte sich schnell wieder setzen.



„Schmeiß etwas von der Ladung raus,“ sagte Robert, „du versenkst sonst das Schiff, alter Junge. Das kommt von neun Taschen.“

Und Cyril mußte es tun.

Dann machten sie sich zum Dorf auf. Es war mehr als eine Meile weit und die Straße war wirklich sehr staubig und die Sonne schien immer heißer zu werden und das Gold in ihren Taschen immer schwerer.

Schließlich sagte Jane: „Ich sehe nicht, wie wir alles ausgeben können. Wir müssen zusammen Tausende von Pfund haben. Ich lasse etwas von meinen hinter diesem Baumstumpf in der Hecke. Und gleich wenn wir ins Dorf kommen, kaufen wir ein paar Kekse; ich weiß daß die Essenszeit längst vorbei ist.“ Sie nahm ein paar Hände voll Gold und versteckte sie in einer hohlen Hainbuche. „Wie rund und gelb sie sind,“ sagte sie. „Wünscht ihr euch nicht, sie wären Lebkuchenstücke und wir würden sie essen?“

„Nun, sie sind es nicht und wir würden es nicht,“ sagte Cyril. „Kommt weiter.“

Aber sie kamen nur schwer und ermüdend weiter. Ehe sie das Dorf erreichten, verbarg mehr als ein Baumstumpf in der Hecke seinen kleinen Goldhort. Dennoch erreichten sie das Dorf mit rund zwölfhundert Guineen in den Taschen. Aber trotz diesem inneren Reichtum sahen sie außen ganz gewöhnlich aus und niemand hätte gedacht, daß jeder mehr als höchstens eine halbe Krone besaß. Der Dunst der Hitze und der blaue Holzrauch machten eine Art trüber, nebliger Wolke über den roten Dächern des Dorfes. Die vier ließen sich schwer auf der ersten Bank nieder, auf die sie trafen. Zufällig stand sie vor dem Wirtshaus zum „Blauen Wildschwein“.

Es wurde beschlossen, daß Cyril ins „Blaue Wildschwein“ gehen und Ingwerlimonade bestellen sollte, weil, wie Anthea sagte, „es nicht unrecht für Männer ist, in Wirtshäuser zu gehen, sondern nur für Kinder. Und Cyril ist näher daran, ein Mann zu sein, als wir, weil er der älteste ist.“ Folglich ging er. Die anderen saßen in der Sonne und warteten.

„Puh, ist es heiß!“ sagte Roland. „Hunde strecken ihre Zunge heraus, wenn ihnen warm ist; ich frage mich, ob es uns wohl abkühlt, wenn wir unsere rausstrecken?“

„Wir können's versuchen,“ sagte Jane und alle streckten die Zunge heraus, so weit sie konnten, was ihre Kehlen ganz verzerrte, aber es schien sie nur durstiger als zuvor zu machen und überdies verdroß es alle, die vorübergingen. Deshalb zogen sie die Zungen wieder ein, gerade als Cyril mit der Limonade zurückkam.

„Ich mußte sie jedoch von meinen eigenen zwei Schilling und sieben Pence bezahlen, von denen ich Kaninchen kaufen wollte,“ sagte er. „Man wollte das Gold nicht wechseln. Und als ich eine Handvoll hervorholte, lachte der Mann und sagte, es seien Spielmarken. Und ich habe auch ein paar Biskuitkuchen aus einem Glas auf dem Tresen. Und ein paar Kekse mit Kümmel drin.“

Die Biskuitkuchen waren sowohl weich als auch trocken und die Kekse waren ebenfalls trocken und dennoch weich, was Kekse nicht sein sollten. Aber die Ingwerlimonade entschädigte für alles.

„Jetzt bin ich dran zu versuchen, etwas mit dem Geld zu kaufen,“ sagte Anthea. „Ich bin die zweitälteste. Wo ist der Ponywagen stationiert?“

Er befand sich beim Wirtshaus „Zum Damespiel“ und Anthea ging nach hinten in den Hof, weil sie alle wußten, daß kleine Mädchen nicht in die Bars von Wirtshäusern gehen sollten. Sie kam „zufrieden, aber nicht stolz“, wie sie sagte, wieder zurück.

„Er wird im Nu bereit sein, sagt er,“ berichtete sie, „und er will einen Sovereign – oder was immer es ist – haben, um uns nach Rochester und zurück zu fahren und überdies zu warten, bis wir alles besorgt haben, das wir wollen. Ich glaube, ich habe es sehr gut hingekriegt.“

„Du hältst dich ja für mächtig schlau, muß ich sagen,“ meinte Cyril übellaunig. „Wie hast du das gemacht?“ „Jedenfalls war ich nicht schlau genug, Hände voll Geld aus der Tasche zu holen, um es wertlos erscheinen zu lassen,“ versetzte sie. „Ich fand nur einen jungen Mann, der mit einem Schwamm und einem Eimer etwas an einem Pferdebein machte. Und ich hielt ihm einen Sovereign hin und sagte: ‚Wissen Sie, was das ist?‘ Er sagte ‚Nein‘ und er würde seinen Vater rufen. Und der alte Mann kam und er sagte, es sei eine Pik-Guinee, und er fragte, ob sie mir gehöre und ob ich damit machen könne, was ich wollte, und ich sagte ‚Ja‘ und ich fragte nach dem Ponywagen und ich sagte, er könne die Guinee haben, wenn er uns nach Rochester fuhr. Und er heißt S. Crispin. Und er sagte ‚In Ordnung‘.“

Es war ein ganz neues Gefühl, in einem flotten Ponywagen hübsche Landstraßen entlangefahren zu werden; es war auch sehr vergnüglich (was bei neuen Gefühlen nicht immer der Fall ist), ganz abgesehen von den schönen Plänen, das Geld auszugeben, die jedes Kind machte, als sie dahinfuhren, natürlich im Stillen und ganz für sich, denn sie hatten das Gefühl, es wäre nicht angebracht, daß der alte Gastwirt sie in der verschwenderischen Weise reden hörte, in der sie dachten. Auf ihren Wunsch setzte sie der alte Mann an der Brücke ab.

„Wenn Sie Wagen und Pferde kaufen wollten, wo würden Sie hingehen?“ fragte Cyril, als ob er nur fragte, um überhaupt etwas zu sagen.

„Zu Billy Peasemarsch im ‚Sarazenenkopf‘,“ sagte der alte Mann prompt. „Obwohl Gott bewahre, daß ich irgend jemanden empfehle, wenn es um Pferde geht, wie ich auch keine Empfehlung annehme, wenn ich eins kaufen will. Aber wenn euer Vater an eine Kutsche mit Gespann denkt, gibt es keinen ehrlicheren Mann in Rochester und auch keinen höflicheren als Billy, obschon ich es sage.“

„Danke,“ sagte Cyril. „Der Sarazenenkopf.“

Und jetzt begann die Kinder zu sehen, wie eines der Naturgesetze sich umkehrte und gleich einem Akrobaten auf dem Kopf stand. Alle Erwachsenen würden euch erzählen, daß Geld schwer zu erlangen und leicht auszugeben ist. Aber das Elfengeld war leicht erlangt worden und es auszugeben war nicht nur schwer, es war fast unmöglich. Die Ladenbetreiber von Rochester schienen vor dem glitzernden Elfengold („fremdes Geld“ nannten sie es meist) wie *ein* Ladenbetreiber zurückzuschrecken. Als erstes wollte Anthea, die am Vormittag das Pech gehabt hatte, sich auf ihren Hut zu setzen, einen neuen kaufen. Sie suchte einen sehr schönen aus, mit rosa Rosen und den blauen Brustfedern des Pfaus verziert. Er war im Schaufenster mit „Pariser Modell, drei Guineen“ ausgepreist.

„Ich bin froh,“ sagte sie, „denn wenn es ‚Guineen‘ heißt, bedeutet es Guineen und nicht Sovereigns, die wir nicht haben.“

Aber als sie drei der Pik-Guineen in die Hand nahm, die inzwischen ziemlich schmutzig war, weil sie keine Handschuhe angezogen hatte, bevor sie zur Kiesgrube ging, sah die schwarzseidene junge Dame im Laden sie sehr streng an und flüsterte etwas mit einer älteren und häßlicheren Dame, gleichfalls in schwarzer Seide, und dann gaben sie ihr das Geld zurück und sagten, es sei keine gängige Münze.

„Es ist echtes Geld,“ sagte Anthea, „und es gehört mir.“

„Das glaube ich gern,“ sagte die Dame, „aber es ist nicht die Sorte Geld, die man jetzt hat, und wir wollen es nicht.“

„Ich glaube, sie denken, daß wir es gestohlen haben,“ sagte Anthea, als sie auf der Straße zu den anderen stieß; „wenn wir Handschuhe hätten, würden sie nicht denken, daß wir so unehrlich sind. Es liegt an meinen schmutzigen Händen, daß die Leute voller Zweifel sind.“

Also wählten sie einen schlichten Laden und die Mädchen kauften Baumwollhandschuhe, die Sorte für sechs dreiviertel Pence, aber als sie eine Guinee darboten, betrachtete die Ladenfrau sie durch ihre Brille und sagte, sie habe kein Wechselgeld; deshalb mußten die Handschuhe von Cyrils zwei Schilling sieben Pence bezahlt werden, von denen er Kaninchen kaufen wollte, ebenso die Börse aus grüner Krokodillederimitation für neun einhalb Pence, die ebenfalls erstanden wurde. Sie versuchten es in mehreren anderen Geschäften, wo man Spielzeug und Parfum kauft, seidene Taschentücher und Bücher und vornehme Schachteln mit Briefpapier und Photographien von Sehenswürdigkeiten in der Umgebung. Aber an diesem Tag wollte niemand in Rochester eine Guinee wechseln, und während sie von Geschäft zu Geschäft gingen, wurden sie immer schmutziger und ihre Haare wurden immer unordentlicher und Jane rutschte aus und fiel auf eine Stelle der Straße, wo gerade ein Sprengwagen vorbeigefahren war. Auch wurden sie sehr hungrig, aber sie fanden niemanden, der ihnen für ihre Guineen etwas zu essen geben wollte. Nachdem sie es in zwei Konditoreien vergeblich versucht hatten, wurden sie so hungrig, vielleicht von dem Kuchengeruch in den Läden, wie Cyril vermutete, daß sie flüsternd einen Schlachtplan entwickelten und ihn aus Verzweiflung ausführten. Sie marschierten in eine dritte Konditorei – der Inhaber hieß Beale – und ehe die Leute hinter dem Ladentisch eingreifen konnten, hatte jedes Kind drei frische Penny-Rosinenbrötchen ergriffen, sie zwischen den schmutzigen Händen zusammengeklatscht und einen großen Happen aus dem Dreifachsandwich gebissen. Dann standen sie da mit den zwölf Brötchen und wirklich sehr vollen Mündern und zum Äußersten bereit. Der schockierte Bäcker stürmte um die Theke herum nach vorn.

„Hier,“ sagte Cyril und sprach so deutlich, wie er konnte, wobei er die Guinee hinhielt, die er bereit hatte, bevor sie den Laden betraten, „zieh Sie's davon ab.“

Mr. Beale schnappte sich die Münze, biß hinein und steckte sie in die Tasche.

„Verschwindet,“ sagte er kurz und streng wie der Mann im Lied.

„Und das Wechselgeld?“ sagte Anthea, die zu Sparsamkeit inklinierte.

„Wechselgeld!“ sagte der Mann. „ich werde euch was wechseln! Hinaus mit euch und ihr könnt von Glück sagen, daß ich nicht die Polizei holen lasse, um herauszufinden, wo ihr es herhabt!“



Die Millionäre aßen im Burggarten die Brötchen auf und obwohl deren rosinenreiche Weichheit köstlich war und wie ein Zauber die Stimmung der Kinder hob, verzagte doch das tapferste Herz bei dem Gedanken, es bei dem reellen Mr. Billy Peasemarsch im „Sarazenenkopf“ wegen eines Pferdegespanns samt Wagen zu riskieren. Die Jungen hätten die Absicht fallengelassen, aber Jane war schon immer ein hoffnungsfrohes Kind und Anthea ein im allgemeinen hartnäckiges, und ihr eifriger Ernst setzte sich durch.

Also begab sich die ganze, inzwischen unbeschreiblich schmutzige Gesellschaft zum „Sarazenenkopf“. Da die Hinterhofmethode beim Wirtshaus „Zum Damespiel“ erfolgreich gewesen war, wurde sie hier wieder ausprobiert. Mr. Peasemarsch war auf dem Hof und Robert eröffnete die Geschäftsverhandlungen auf folgende Weise:

„Man sagt, daß Sie eine Menge Pferde und Wagen zu verkaufen haben.“ Sie waren übereingekommen, daß Robert der Sprecher sein sollte, weil es in Büchern immer die Herren sind, die Pferde kaufen, und nicht die Damen, und Cyril schon im „Blauen Wildschwein“ seinen Versuch gehabt hatte.

„Man sagt dir die Wahrheit, junger Mann,“ sagte Mr. Peasemarsch. Er war ein langer, dünner Mann mit sehr blauen Augen, einem verkniffenen Mund und schmalen Lippen.

„Bitte, wir würden gern ein paar kaufen,“ sagte Robert höflich.

„Das glaube ich gern.“

„Würden Sie uns bitte ein paar zeigen? Um auszuwählen.“

„Wen willst du denn veräppeln?“ fragte Mr. Billy Peasemarsch. „Bist du mit einem Anliegen geschickt worden?“

„Ich sag's Ihnen doch,“ sagte Robert, „wir möchten ein paar Pferde und Wagen kaufen, und ein Mann hat uns gesagt, daß Sie ehrlich und höflich sind, aber ich würde mich nicht wundern, wenn er sich geirrt hat.“

„Bei allem, was mir heilig ist!“ sagte Mr. Peasemarsh. „Soll ich für Euer Gnaden Hochwürden den ganzen Stall vorbeitraben lassen? Oder soll ich zum Bischof schicken, um zu sehen, ob er ein paar Klepper zu verkaufen hat?“

„Tun Sie das bitte,“ sagte Robert, „falls es nicht zu viel Mühe macht. Es wäre sehr nett von Ihnen.“

Mr. Peasemarsh steckte die Hände in die Taschen und lachte, und ihnen gefiel die Art seines Lachens gar nicht. Dann rief er: „Willum!“

Ein krummgebeugter Pferde knecht erschien in einer Stalltür.

„Hierher, Willum, komm und schau dir diesen jungen Herzog an! Will den ganzen Stall kaufen, mit allem Drum und Dran. Und hat kein Zweipennystück als Glücksbringer in der Tasche, dafür bürgere ich!“

Willums Augen folgten dem hinweisenden Daumen seines Herrn mit verächtlichem Interesse.

„Hatter nich, bestimmt?“ sagte er.

Aber Robert sprach, obwohl beide Mädchen jetzt an seiner Jacke zerrten und ihn baten, „weiterzukommen“.

Er sprach, und er war wütend. Er sagte:

„Ich bin kein junger Herzog und ich habe nie so getan, als ob ich einer bin. Und was das Zweipennystück betrifft – wie nennen Sie das?“ Und ehe die anderen ihn aufhalten konnten, hatte er zwei Hände voll mit glänzenden Guineen hervorgeholt und hielt sie Mr. Peasemarsh hin, damit er sie anschaute. Er schaute sie an. Er schnappte sich eine mit Zeigefinger und Daumen. Er biß darauf und Jane erwartete, daß er sagte: „Das beste Pferd in meinem Stall steht euch zu Diensten.“ Aber die anderen wußten es besser. Trotzdem war es ein Schlag selbst für den Verzagtesten, als er kurz sagte:

„Willum, mach die Hoftür zu,“ und Willum grinste und ging sie zumachen.

„Guten Tag,“ sagte Robert hastig, „wir werden jetzt gar keins Ihrer Pferde kaufen, egal was Sie sagen, und ich hoffe, es wird Ihnen eine Lehre sein.“ Er hatte eine kleine Seitentür offenstehen sehen und ging darauf zu, während er sprach. Aber Billy Peasemarsh stellte sich ihm in den Weg.

„Nicht so schnell, du kleiner Vagabund!“ sagte er. „Willum, hol die Bullezei.“

Willum ging. Die Kinder standen zusammengedrängt da wie ängstliche Schafe und Mr. Peasemarsh sprach zu ihnen, bis die Bullezei erschien. Er sagte vieles. Unter anderem sagte er:

„Ein schöner Haufen seid ihr, kommt her, um ehrliche Leute mit euren Guineen zu verführen!“

„Es *sind* unsere Guineen,“ sagte Cyril tapfer.

„Oh, wir wissen darüber noch nichts, kein bißchen – oh nein – natürlich nicht! Noch dazu kleine Mädchen mit hineinziehen. Also – ich lass die Mädels laufen, wenn ihr ruhig mit zur Bullezei kommt.“

„Wir wollen nicht laufengelassen werden,“ sagte Jane heldenhaft, „nicht ohne die Jungs. Es ist genauso unser Geld wie ihres, Sie böser alter Mann.“

„Wo habt ihr es denn her?“ fragte der Mann etwas sanfter, was die Jungen überhaupt nicht erwartet hatten, als Jane anfing, ihn zu beschimpfen.

Jane warf den anderen einen stummen Blick der Seelenpein zu.

„Hast wohl die Stimme verloren, was? Hattest sie aber schnell zur Stelle, um damit zu schimpfen. Los, heraus mit der Sprache! Wo habt ihr es her?“

„Aus der Kiesgrube,“ sagte die wahrheitsliebende Jane.

„Nächster Punkt,“ sagte der Mann.

„Ich sage Ihnen, wir haben es von da,“ sagte Jane. „Dort gibt es einen Elf – ganz mit braunem Fell – mit Ohren wie eine Fledermaus und Augen wie eine Schnecke, und er gewährt einem jeden Tag einen Wunsch und alle gehen in Erfüllung.“

„Nicht ganz richtig im Kopf, wie?“ sagte der Mann leise, „umso schlimmer, daß ihr Jungs das arme kranke Kind in eure frevelhaften Einbruchsdiebstähle mit hineinzieht.“

„Sie ist nicht verrückt: es ist wahr,“ sagte Anthea; „es gibt einen Elf. Falls ich ihn jemals wiedersehe, wünsche ich etwas für Sie; jedenfalls würde ich es tun, wenn Rache nicht böse wäre – so!“

„Herr im Himmel,“ sagte Billy Peasemarsh, „da ist ja noch eine von der Sorte.“

Und jetzt kam Willum wieder, im Gesicht ein boshafes Grinsen und im Rücken einen Polizisten, mit dem Mr. Peasemarsh lange heiser und ernst flüsterte.

„Ich glaube, Sie haben recht,“ sagte schließlich der Polizist. „Jedenfalls werde ich sie wegen unrechtmäßigen Besitzes festnehmen, vorbehaltlich der Ermittlungen. Und der Richter wird sich mit dem Fall befassen. Wird die Geisteskranken sehr wahrscheinlich in eine Anstalt schicken und die Jungen in ein Erziehungsheim. Also los, kommt mit, Burschen! Kein Zweck, Theater zu machen. Sie bringen die Mädchen, Mr. Peasemarsh, Sir, und ich hüte die Jungen.“

Die vor Wut und Entsetzen sprachlosen vier Kinder wurden die Straßen von Rochester entlanggetrieben. Tränen des Zorns und der Scham blendeten sie, so daß Robert, als er geradewegs in eine Passantin rannte, sie nicht erkannte, bis eine wohlbekannte Stimme sagte: „Na, ich muß schon sagen! Ach, Master Robert, was hast du denn jetzt wieder angestellt?“ Und eine andere, genauso wohlbekannte Stimme sagte: „Panthi, will zu meiner Panthi!“

Sie waren auf Martha und das Lamm gestoßen!

Martha verhielt sich bewunderungswürdig. Sie lehnte es ab, auch nur ein Wort von der Erzählung des Polizisten zu glauben oder von der Mr. Peasemarshs, selbst als sie Robert in einem Torbogen seine Taschen leeren und die Guineen zeigen ließen.

„Ich sehe nichts,“ sagte sie. „Ihr habt den Verstand verloren, ihr beide! Da ist kein Gold – nur die Hände des armen Kindes, alles Ruß und Dreck, ganz der reine Schornstein. Ach, daß ich diesen Tag erleben muß!“

Und die Kinder fanden das sehr nobel von Martha, wenn auch ziemlich frevelhaft, bis ihnen einfiel, daß der Elf versprochen hatte, die Dienstboten würden keine seiner Gaben jemals bemerken. Deshalb konnte Martha das Gold freilich nicht sehen und sagte nur die Wahrheit, und das war natürlich sehr richtig, aber nicht außergewöhnlich nobel.



Es wurde dunkel, als sie das Polizeirevier erreichten. Der Polizist erstattete seinen Bericht einem Inspektor, der in einem großen, kahlen Zimmer saß, an dessen Ende sich ein Ding wie ein plumpes Kinderzimmer-Kamingitter befand, um Gefangene hineinzustecken. Robert fragte sich, ob es eine Zelle oder eine Anklagebank war.

„Zeigen Sie mal die Münzen, Wachtmeister,“ sagte der Inspektor.

„Leert eure Taschen aus,“ sagte der Polizist.

Cyril tauchte verzweifelt die Hände in die Taschen, stand einen Moment starr da und begann dann zu lachen – auf eine seltsame Art, die weh tat und sich mehr wie Weinen anhörte. Seine Taschen waren leer. Ebenso die Taschen der anderen. Denn bei Sonnenuntergang war das ganze Elfengold natürlich verschwunden.

„Dreh deine Taschen um und hör mit dem Lärm auf,“ sagte der Inspektor.

Cyril drehte seine Taschen um, jede einzelne der neun, die seinen Norfolk-Anzug bereicherten. Und jede Tasche war leer.

„Hm!“ sagte der Inspektor.

„Ich weiß nicht, wie sie das gemacht haben – gerissene kleine Gauner! Sie sind den ganzen Weg vor mir hergelaufen, damit ich ein Auge auf sie haben konnte und sie keinen Auflauf verursachen und den Verkehr behindern.“

„Es ist sehr merkwürdig,“ sagte der Inspektor und runzelte die Stirn.

„Wenn Sie damit fertig sind, die unschuldigen Kinder zu tyrannisieren,“ sagte Martha, „miete ich eine Privatkutsche und wir fahren nach Hause zur Villa ihres Papas. Sie hören noch von uns, junger Mann! – Ich habe Ihnen gleich gesagt, daß sie kein Gold haben, als Sie so taten, als würden Sie es in ihren armen, hilflosen Händen sehen. Es ist früh am Tag für einen diensthabenden Polizisten, nicht seinen Augen trauen zu können. Was den andern angeht, ist jedes Wort überflüssig. Er betreibt den ‚Sarazenenkopf‘ und weiß am besten, wie sein Schnaps schmeckt.“



„Bringen Sie sie weg, um Himmels willen,“ sagte der Inspektor verärgert. Aber als sie das Polizeirevier verließen, sagte er zum Polizisten und zu Mr. Pease-marsh „Nun also!“ und er sagte es zwanzigmal so verärgert wie er mit Martha gesprochen hatte.

Martha stand zu ihrem Wort. Sie brachte sie in einer sehr großartigen Kutsche nach Hause, weil der Lieferwagen nicht mehr da war, und obwohl sie ihnen so nobel bei der Polizei beigestanden hatte, war sie so zornig auf sie, als sie wieder unter sich waren, weil sie „sich allein in Rochester herumgetrieben hatten“, daß niemand es wagte, den alten Mann mit dem Ponywagen aus dem Dorf zu erwähnen, der in

Rochester auf sie wartete. Und deshalb wurden die Kinder nach einem Tag des maßlosen Reichtums in tiefer Ungnade ins Bett geschickt und nur um zwei Paar Baumwollhandschuhe reicher, innen schmutzig wegen des Zustandes der Hände, die sie sie damit bedeckt hatten, sowie um eine Börse aus Krokoimitation und zwölf Rosinenbrötchen, seither längst verdaut.

Was ihnen am meisten zu schaffen machte, war die Furcht, daß die Guinee des alten Mannes bei Sonnenuntergang mit allen anderen verschwunden war; deshalb gingen sie am nächsten Tag ins Dorf hinunter, um sich dafür zu entschuldigen, daß sie in Rochester nicht mehr zu ihm gekommen waren, und um zu *sehen*. Sie fanden ihn sehr freundlich vor. Die Guinee war *nicht* verschwunden und er hatte ein Loch hineingebohrt und sie an seine Uhrkette gehängt. Was die Guinee betraf, die der Bäcker genommen hatte, schien es den Kindern, daß sie sich nicht darum kümmern *konnten*, ob sie verschwunden war oder nicht, was vielleicht nicht sehr ehrlich war, aber andererseits nicht ganz unnatürlich. Aber hinterher nagte es an Anthea und schließlich schickte sie heimlich per Post zwölf Briefmarken an „Mr. Beale, Bäcker, Rochester“. Dazu schrieb sie: „Um für die Rosinenbrötchen zu bezahlen“. Ich hoffe, daß die Guinee verschwunden ist, denn dieser Konditor war wirklich kein netter Mensch, und außerdem gibt es in allen respektablen Geschäften sieben Pennybrötchen für sechs Pence.

3 Begehrt sein

Am Morgen, nachdem die Kinder die Besitzer unermeßlichen Reichtums gewesen waren und unfähig, damit irgend etwas wirklich Nützlichem oder Unterhaltsamem zu kaufen außer zwei Paar Baumwollhandschuhen, zwölf Pennybrötchen, einer Börse aus Krokodillederimitation und einer Fahrt im Ponywagen, wachten sie ohne das enthusiastische Glücksgefühl auf, das sie am Vortag empfunden hatten, als sie an ihr Glück dachten, ein Psammead, einen Sandelf gefunden und sein Versprechen bekommen zu haben, er werde ihnen jeden Tag einen neuen Wunsch erfüllen. Jetzt hatten sie erst zwei Wünsche gehabt, Schönheit und Reichtum, und keiner hatte sie gerade glücklich gemacht. Aber seltsame Ereignisse, auch wenn sie nicht völlig erfreulich sind, können unterhaltsamer sein als wenn nichts passiert außer Mahlzeiten, und diese sind nicht immer völlig erfreulich, vor allem an den Tagen, an denen es kalten Hammel oder Haschee gibt.

Es bestand keine Chance, etwas vor dem Frühstück zu besprechen, weil jeder, wie es sich ergab, es verschlief, und es bedurfte eines heftigen und entschlossenen Kampfes, um sich anzukleiden und nicht mehr als zehn Minuten zu spät beim Frühstück zu sein. Während dieser Mahlzeit wurden ein paar Versuche gemacht, sich mit dem Problem des Psammeads in unvoreingenommenem Geiste zu befassen, aber es ist sehr schwierig, etwas gründlich zu diskutieren und gleichzeitig die Frühstücksbedürfnisse deines kleinen Bruders getreulich zu beachten. Das Lamm war an diesem Morgen besonders lebhaft. Nicht nur, daß er sich unter der Querstange seines Kinderstuhls durchzappelte und dort mit dem Kopf festhing, blaurot am Ersticken, sondern er packte auch mit extremer Plötzlichkeit einen Eßlöffel, schlug damit Cyril kräftig auf den Kopf und weinte dann, weil er ihm weggenommen wurde. Er patschte mit seinem pummeligen Fäustchen in sein Brotmit-Milch und verlangte „Mamlade“, die nur zum Nachmittagstee erlaubt war. Er sang, er stellte die Füße auf den Tisch – er forderte lautstark „laufi machen“. Das Gespräch verlief ungefähr so:

„Hört mal – wegen des Sandelfs – paß auf! – er kippt gleich die Milch um!“

Milch in Sicherheit gebracht.

„Ja – wegen des Elfs – nein, Lamm, Schätzchen, gib Panther den bösen Löffel.“

Dann versuchte es Cyril. „Nichts, das wir bisher hatten, geriet – diesmal hat er beinahe den Senf erwischt!“

„Ich frage mich, ob wir nicht lieber etwas wünschen – hallo! – jetzt hast du es geschafft, mein Junge!“ Und in einer blitzartigen Bewegung von Glas und rosa Babypfoten rollte der Goldfischbehälter in der Mitte des Tisches auf die Seite und goß eine Flut von Wasser vermischt mit Goldfischen in die Schöße des Lamms und der anderen.

Jeder war fast so aufgeregt wie die Goldfische; nur das Lamm blieb gelassen. Als der Teich vom Fußboden aufgewischt und die springenden, schnappenden Fische eingesammelt und zurück ins Wasser gesetzt waren, wurde das Lamm von Martha weggebracht, um vollständig neu angekleidet zu werden, und auch die meisten anderen mußten sich komplett umziehen. Die Schürzen und Jacken, die im Wasser-mit-Goldfischen gebadet worden waren, wurden zum Trocknen aufgehängt und dann stellte sich heraus, daß Jane entweder das Kleid, das sie am Tag zuvor zerrissen hatte, ausbessern oder die ganze Zeit in ihrem besten Unterrock erscheinen

mußte. Er war weiß und weich und mit Rüschen und Spitzen besetzt und sehr, sehr hübsch, genauso hübsch wie ein Kleid, wenn nicht hübscher. Nur war er *kein* Kleid, und Marthas Wort war Gesetz. Sie wollte Jane nicht ihr bestes Kleid anziehen lassen und weigerte sich, auch nur einen Moment Roberts Vorschlag anzuhören, Jane solle ihren besten Unterrock tragen und ihn Kleid nennen.

„Das schickt sich nicht,“ sagte sie. Und wenn die Leute das sagen, hat es keinen Zweck, daß irgend jemand irgend etwas sagt. Ihr werdet das eines Tages selbst herausfinden.

So blieb Jane nichts anderes übrig, als ihr Kleid zu flicken. Das Loch war am Vortag hineingerissen worden, als sie in der High Street von Rochester hingefallen war, gerade als ein Sprengwagen auf seinem silbrigen Weg vorbeigefahren war. Sie hatte ihr Knie aufgeschrammt und ihr Strumpf war viel mehr als geschrammt und ihr Kleid war von demselben Stein aufgeschlitzt worden, der sich Knie und Strumpf gewidmet hatte. Natürlich waren die anderen keine solchen Verräter, die eine Kameradin im Unglück sitzenlassen; deshalb saßen alle auf dem Grasfleck um die Sonnenuhr herum und Jane flickte, als ob es um ihr Leben ging. Das Lamm befand sich noch in Marthas Händen und wurde umgezogen, so daß ein Gespräch möglich war.

Anthea und Robert versuchten ängstlich, ihre innersten Gedanken zu verbergen, nämlich daß dem Psammead nicht zu trauen war, aber Cyril sagte:

„Sprecht offen – sagt, was ihr zu sagen habt – ich hasse Andeutungen und ‚weiß ja nicht‘ und solche duckmäuserische Art.“

Da sagte Robert, als sei er moralisch verpflichtet: „Selber duckmäuserisch – Anthea und ich waren nicht so goldfischig wie ihr beide, deshalb haben wir uns schneller umgezogen und hatten Zeit, darüber nachzudenken und wenn ihr mich fragt –“

„Ich habe dich nicht gefragt,“ sagte Jane und biß den Stopffaden ab, was ihr immer strikt verboten worden war.

„Mir ist egal, wer fragt und wer nicht,“ sagte Robert, „aber Anthea und ich denken, daß das Sammet ein tückisches Biest ist. Wenn es unsere Wünsche erfüllen kann, dann kann es vermutlich seine eigenen erfüllen, und ich bin mir fast sicher, es wünscht sich jedesmal, daß unsere Wünsche uns nichts Gutes bringen. Lassen wir das unerfreuliche Untier sein und machen alleine ein mächtig tolles Spiel mit Burgen in der Kalkgrube.“ (Ihr werdet euch erinnern, daß sich das glücklich gelegene Haus, in dem die Kinder ihre Ferien verbrachten, zwischen einer Kalkgrube und einer Kiesgrube befand.)

Cyril und Jane waren hoffnungsfroher – das waren sie im allgemeinen.

„Ich glaube nicht, daß das Sammet es absichtlich macht,“ sagte Cyril, „und schließlich *war* es albern, unermesslichen Reichtum zu wünschen. Fünfzig Pfund in Zwei-Schilling-Stücken wären viel vernünftiger gewesen. Und zu wünschen, schön wie der strahlende Tag zu sein, war einfach dusselig. Ich möchte nicht unfreundlich sein, aber das *war* es. Wir müssen versuchen, einen wirklich nützlichen Wunsch zu finden, und ihn wünschen.“

Jane ließ ihre Arbeit fallen und sagte:

„Das meine ich auch; es ist zu blöd, solch eine Chance zu haben und sie nicht auszunutzen. Außer in Büchern habe ich noch nie von jemandem gehört, der solche Chance hatte; es muß einfach haufenweise Dinge geben, die wir uns wünschen können und die sich nicht als Schuß in den Ofen herausstellen wie diese beiden Wünsche. Denken wir gründlich nach und wünschen wir etwas Schönes, so daß wir einen wirklich tollen Tag haben – was von ihm noch übrig ist.“

Jane stopfte wie verrückt weiter, denn die Zeit schritt tatsächlich voran, und alle begannen gleichzeitig zu reden. Wenn ihr dabeigewesen wärt, hättet ihr unmöglich aus dem Gespräch schlau werden können, aber diese Kinder waren es gewohnt, „zu Vieren“, so wie Soldaten marschieren, zu sprechen, und jedes von ihnen konnte ganz bequem sagen, was es zu sagen hatte, dem angenehmen Klang der eigenen Stimme lauschen und zugleich mit den übrigen drei Vierteln von zwei scharfen Ohren hören, was die anderen sagten. Das ist ein einfaches Beispiel der Multiplikation gemeiner Brüche, aber weil ich glaube, daß ihr nicht einmal das könnt, will ich euch nicht fragen, ob $\frac{3}{4} \times 2 = 1\frac{1}{2}$ ist, sondern ich will euch bitten, mir zu glauben, daß dies der Anteil an Ohren war, die jedes Kind den anderen leihen konnte. Ohren leihen war zu römischen Zeiten normal, wie wir von Shakespeare wissen, aber ich fürchte, ich werde zu belehrend.

Als das Kleid ausgebessert war, verzögerte sich der Aufbruch zur Kiesgrube dadurch, daß Martha darauf bestand, jeder müsse sich die Hände waschen – was Unsinn war, weil niemand außer Jane etwas gemacht hatte, und wie kann man schmutzig werden, wenn man nichts macht? Das ist eine schwierige Frage und ich kann sie nicht auf Papier beantworten. Im echten Leben könnte ich es euch sehr schnell zeigen – oder ihr mir, was viel wahrscheinlicher ist.

Während des Gesprächs, bei dem sechs Ohren geliehen wurden (es waren vier Kinder, so daß diese Berechnung stimmt), war entschieden worden, daß fünfzig Pfund in Zwei-Schilling-Stücken der richtige Wunsch waren. Und die glücklichen Kinder, die alles auf der Welt haben konnten, indem sie es sich nur wünschten, brachen eilends zur Kiesgrube auf, um ihre Wünsche dem Psammead vorzubringen. Martha fing sie am Tor ab und bestand darauf, daß sie das Lamm mitnahmen.

„Ihr wollt ihn nicht, also wirklich! Jeder will ihn doch, das süße Ding! Mit ganzem Herzen würde man ihn wollen und ihr wißt, daß ihr eurer Mama versprochen habt, ihn jeden lieben langen Tag auszuführen,“ sagte Martha.

„Ich weiß,“ sagte Robert trübsinnig, „aber ich wünschte, das Lamm wäre nicht ganz so jung und klein. Es würde viel mehr Spaß machen, ihn mitzunehmen.“

„Er wird sein Jungsein mit der Zeit schon bessern,“ sagte Martha, „und was seine Kleinheit angeht, so glaube ich nicht, daß ihr Lust darauf hättet, ihn weiterhin zu tragen, wenn er groß wäre. Außerdem kann er ein bißchen laufen, gesegnet seien seine lieben dicken Beinchen, das Schätzchen! Er spürt die Wohltat der frischen Luft, gewiß doch, der Liebling!“

Damit und mit einem Kuß ließ sie das Lamm in Antheas Arme plumpsen und ging zurück, um neue Schürzen mit der Nähmaschine zu produzieren. Sie war an diesem Gerät eine schnelle Arbeiterin.



Das Lamm lachte vor Vergnügen und sagte: „Laufi mit Panthi“ und ritt mit Freudenrufen auf Roberts Rücken und versuchte, Jane mit Steinen zu füttern und machte sich insgesamt so angenehm, daß es niemand lange bedauerte, ihn dabeizuhaben.

Die enthusiastische Jane schlug sogar vor, sie sollten die Wünsche einer Woche der Zukunft des Lamms widmen, indem sie um solche Gaben baten, die in richtigen Märchen die guten Feen an neugeborene Prinzen austeilten, aber Anthea erinnerte sie nüchtern daran, daß die Wunscherfüllungen des Sandelfs nur bis Sonnenuntergang Bestand hatten und deshalb für die späteren Jahre des Lamms keinen Nutzen boten, und Jane räumte ein, daß es besser sei, fünfzig Pfund in Zwei-Schilling-Stücken zu wünschen und von dem Geld dem Lamm ein Schaukelpferd für drei Pfund fünfzehn Schilling wie auf der Liste der Army-and-Navy-Kaufhäuser zu schenken.

Es war abgemacht, daß sie, sobald sie das Geld gewünscht und erhalten hatten, sich wieder von Mr. Crispin nach Rochester fahren ließen und Martha mitnahmen, falls sie sich darum nicht drücken konnten. Und sie würden, bevor sie aufbrachen, eine Liste der Dinge aufstellen, die sie wirklich wollten. Voll großer Hoffnungen und ausgezeichneter Vorsätze gingen sie auf der sicheren langsamen Karrenstraße in die Kiesgrube und als sie zwischen den Kieshügeln liefen, fiel ihnen plötzlich etwas ein, das ihre rosigen Wangen hätte erbleichen lassen, wären sie Kinder in einem Buch gewesen. Da sie reale lebendige Kinder waren, ließ es sie nur stehenbleiben und einander mit ziemlich leerem und dümmlichem Ausdruck ansehen. Denn jetzt erinnerten sie sich, daß das Psammead, als sie es um unermeßlichen Reichtum gebeten hatten und es sich bereit machte, die Grube mit dem geprägten Gold glänzender Guineen zu füllen – mit Millionen von ihnen –, den Kindern

gesagt hatte, sie sollten aus der Grube rennen, aus Angst, sie würden in dem schweren, prachtvollen Schatz lebendig begraben. Und sie waren gerannt. Und deshalb kam es dazu, daß sie keine Zeit hatten, die Stelle, an der sich das Psammead befand, wie zuvor mit einem Ring aus Steinen zu markieren. Und es war dieser Gedanke, der solchen dümmlichen Ausdruck auf ihren Gesichtern erzeugte.

„Macht nichts,“ sagte die hoffnungsvolle Jane, „wir finden es bald.“

Aber das war, obschon leicht gesagt, schwer getan. Sie suchten und suchten und fanden zwar ihre Strandschaukeln, aber den Sandelf konnten sie nirgends finden.

Schließlich mußten sie sich hinsetzen und ausruhen – natürlich nicht deswegen, weil sie müde oder entmutigt waren, sondern weil das Lamm darauf bestand, hinuntergelassen zu werden, und man kann nicht sehr sorgfältig etwas suchen, das man im Sand verloren hat, wenn man gleichzeitig ein lebhaftes Kleinkind betreuen muß. Jemand sollte euer bestes Messer in den Sand fallen lassen, wenn ihr das nächste Mal ans Meer geht, und nehmt dann, wenn ihr es sucht, euren kleinen Bruder mit, und ihr werdet sehen, daß ich recht habe.

Wie Martha gesagt hatte, spürte das Lamm die Wohltat der Landluft und war ausgelassen wie ein Sandfloh. Die älteren lechzten danach, weiter über die neuen Wünsche zu sprechen, die sie machen würden, wenn (oder falls) sie das Psammead wiederfanden. Aber das Lamm wünschte, sich zu amüsieren.

Er ergriff die erstbeste Gelegenheit und warf Anthea eine Handvoll Sand ins Gesicht und begrub dann plötzlich seinen eigenen Kopf im Sand und wedelte mit den dicken Beinen in der Luft. Dabei geriet ihm natürlich Sand in die Augen, wie bei Anthea, und er heulte.

Der umsichtige Robert hatte eine volle braune Flasche Ingwerlimonade mitgebracht, wobei er mit einem Durst rechnete, welcher ihn noch nie im Stich gelassen hatte. Sie mußte eilends entkorkt werden – es war die einzige nasse Sache in Reichweite und es war notwendig, irgendwie den Sand aus den Augen des Lamms zu waschen. Natürlich tat der Ingwer fürchterlich weh und das Lamm heulte noch mehr als zuvor. Und durch sein Strampeln vor Pein wurde die Flasche umgestoßen und die schöne Ingwerlimonade schäumte in den Sand und war für immer verloren.

Da geschah es, daß Robert, gewöhnlich ein sehr geduldiger Bruder, sich soweit vergaß, daß er sagte:

„Jeder würde ihn wollen, na klar! Es stimmt nur nicht; Martha will ihn nicht, nicht wirklich, sonst würde sie ihn ohne weiteres bei sich behalten. Er ist eine kleine Nervensäge, das ist er. Es ist zu blöd. Ich wünschte nur, jeder wollte ihn tatsächlich von ganzem Herzen; dann hätten wir ein bißchen Ruhe im Leben.“

Das Lamm hörte jetzt auf zu heulen, weil Jane plötzlich eingefallen war, daß es eine sichere Methode gibt, etwas aus den Augen kleiner Kinder zu entfernen, und die besteht darin, es mit der eigenen feuchten Zunge zu tun. Es ist ganz leicht, wenn man das Baby so liebt, wie man sollte.

Dann herrschte ein paar Augenblicke Stille. Robert war nicht stolz auf sich, weil er so böse gewesen war, und auch die anderen waren nicht stolz auf ihn. Man bemerkt oft diese Art von Schweigen, wenn jemand etwas gesagt hat, das nicht gesagt werden sollte –, und jeder hält den Mund und wartet auf den, der es nicht hätte sagen sollen, daß er sich entschuldigt.

Die Stille wurde von einem Seufzer unterbrochen – plötzlich ausgestoßener Atem. Die Köpfe der Kinder drehten sich, als ob an jede Nase eine Schnur gebunden war und jemand an allen Schnüren gleichzeitig gezogen hatte.

Und jeder sah den Sandelf ganz nahe bei ihnen sitzen, mit jenem Ausdruck im haarigen Gesicht, den er als Lächeln benutzte.

„Guten Morgen,“ sagte er. „Das habe ich mit links gemacht. Jetzt will ihn jeder.“

„Das spielt keine Rolle,“ sagte Robert mürrisch, weil er wußte, daß er sich wie ein Ekel aufgeführt hatte.

„Egal, wer ihn will – hier ist jedenfalls niemand –“

„Undankbarkeit,“ sagte das Psammead, „ist ein schreckliche Untugend.“

„Wir sind nicht undankbar,“ beeilte sich Jane zu sagen, „aber diesen Wunsch wollten wir eigentlich *nicht* machen. Robert hat ihn nur so dahingesagt. Kannst du ihn nicht rückgängig machen und uns einen neuen gewähren?“

„Nein, kann ich nicht,“ sagte der Sandelf kurz; „hin und her schwanken und tauschen – das ist kein Geschäftsgebaren. Ihr solltet sorgfältig sein mit dem, was ihr tatsächlich wünscht. Es gab einmal einen kleinen Jungen, der sich statt eines Ichthyosaurus einen Plesiosaurus wünschte, weil er zu faul war, sich die einfachen Namen alltäglicher Dinge zu merken, und sein Vater war über ihn sehr verärgert und schickte ihn vor der Teestunde ins Bett und wollte ihn nicht in dem schönen Feuersteinboot mit den anderen Kindern fahren lassen – es war der jährliche Schulausflug am nächsten Tag – und er kam am Morgen des Ausflugs und warf sich bei mir auf die Erde und strampelte mit den kleinen prähistorischen Beinen und sagte, er wünschte, er sei tot. Und natürlich war er es dann.“ „Wie schrecklich!“ sagten alle Kinder zugleich.

„Natürlich nur bis Sonnenuntergang,“ sagte das Psammead, „doch seinen Eltern reichte das schon. Und als er erwachte, kriegte er es tüchtig, kann ich euch sagen. Er wurde nicht zu Stein – warum habe ich vergessen –, aber es muß einen Grund gehabt haben. Man wußte nicht, daß Totsein nur Schlafen ist und daß man irgendwo aufwachen muß, entweder dort wo man eingeschlafen ist oder an einem besseren Ort. Ihr könnt sicher sein, daß er es gekriegt hat, weil er ihnen solch einen Schreck eingejagt hat. Er durfte sogar einen Monat lang kein Megatherium essen. Nichts als Austern und Strandschnecken und solche gewöhnlichen Sachen.“

Alle Kinder waren von dieser schrecklichen Geschichte ganz niedergeschmettert. Sie sahen das Psammead entsetzt an. Plötzlich nahm das Lamm wahr, daß etwas Braunes und Pelziges bei ihnen saß.

„Mies, Mies, Miesi,“ sagte er und langte hin.

„Das ist keine Mieze,“ fing Anthea an, als der Sandelf zurücksprang.

„Oh, mein linker Schnurrbart!“ sagte er. „Laßt ihn mich nicht anfassen. Er ist naß.“

Vor Entsetzen sträubte sich sein Fell – und tatsächlich hatte sich ein guter Teil der Ingwerlimonade über den blauen Kittel des Lamms ergossen.

Das Psammead grub mit Händen und Füßen und verschwand im Nu in einem Sandwirbel.

Die Kinder markierten die Stelle mit einem Ring aus Steinen.

„Wir können genauso gut nach Hause gehen,“ sagte Robert. „Ich sage, daß es mir leid tut, aber jedenfalls hat es uns nicht geschadet, wenn es auch nichts genützt hat, und wir wissen morgen, wo der sandige Bursche ist.“

Die anderen verhielten sich nobel. Niemand machte Robert Vorwürfe. Cyril nahm das Lamm hoch, das jetzt wieder ganz das alte war, und sie gingen auf der sicheren Karrenstraße los.

Die Karrenstraße der Kiesgrube mündet fast direkt in die Landstraße.

An der Einmündung hielten sie an, um das Lamm von Cyrils Rücken auf Roberts umzuladen. Und als sie pausierten, kam eine sehr schicke offene Kutsche in Sicht, mit einem Kutscher und einem Stallknecht auf dem Bock, und in der Kutsche saß eine Dame – wirklich ganz großartig in einem Kleid über und über voll weißer Spitze und roten Schleifen und mit einem rot-weißen Sonnenschirm – und auf ihrem Schoß hatte sie einen weißen, flaumigen Hund mit einer roten Schleife um den Hals. Sie sah die Kinder an und besonders das Lamm und lächelte es an. Die Kinder waren daran gewöhnt, denn das Lamm war, wie alle Dienstboten sagten, „ein sehr einnehmendes Kind“. Deshalb winkten sie höflich der Dame zu und erwarteten, daß sie weiterfuhr. Aber das tat sie nicht. Stattdessen ließ sie die Kutsche halten. Und sie winkte Cyril herbei und als er zu der Kutsche trat, sagte sie:

„Was für ein liebes, reizendes Schätzchen von Baby! Oh, ich würde es *so* gern adoptieren! Glaubt ihr, daß seine Mutter etwas dagegen hätte?“

„Sie hätte tatsächlich sehr viel dagegen,“ sagte Anthea kurz.

„Oh, ich könnte es doch im Luxus aufziehen. Ich bin Lady Chittenden. Ihr müßt meine Photographie in den Illustrierten gesehen haben. Man nennt mich nämlich eine Schönheit, aber das ist natürlich alles Unsinn. Jedenfalls –“

Sie öffnete den Wagenschlag und sprang heraus. Sie trug die wundervollsten roten hochhackigen Schuhe mit silbernen Schnallen. „Laßt ihn mich einen Moment halten,“ sagte sie. Und sie nahm das Lamm und hielt ihn sehr ungeschickt, als ob sie nicht an Kleinkinder gewöhnt war.

Dann sprang sie plötzlich mit dem Lamm im Arm in die Kutsche, schlug die Tür zu und sagte: „Fahr los!“

Das Lamm brüllte, der kleine weiße Hund bellte und der Kutscher zögerte.

„Fahr los, sage ich dir!“ schrie die Dame und der Kutscher fuhr los, weil, wie er später sagte, es nicht zu tun nicht den Verlust seiner Stellung wert war.

Die vier Kinder schauten einander an und dann stürmten sie einmütig der Kutsche nach und hielten sich hinten an ihr fest.

Die staubige Straße hinunter fuhr der flotte Wagen und hinter ihnen, in schnellem Laufschrift, wirbelten die Beine der Geschwister des Lamms.

Das Lamm heulte immer lauter, aber bald wechselte sein Gebrüll in schluckauf-ähnliches Schluchzen und dann war alles still und sie wußten, daß er eingeschlafen war.



Die Kutsche fuhr weiter, und die acht Beine, die durch den Staub wirbelten, waren ganz steif und müde, noch ehe die Kutsche am Pförtnerhaus eines großen Parks hielt. Die Kinder kauerten hinter dem Wagen und die Dame stieg aus. Sie schaute auf das Lamm, wie es auf dem Wagensitz lag, und zögerte.

„Der Schatz – ich will ihn nicht stören,“ sagte sie und ging ins Pförtnerhaus, um mit der Frau dort über das Ausbrüten von Buff-Orpington-Eiern zu sprechen, das sich als erfolglos herausgestellt hatte.

Kutscher und Lakai sprangen vom Bock und beugten sich über das schlafende Lamm.

„Feiner Junge – wünschte, er wäre meiner,“ sagte der Kutscher.

„Er würde *dir* nicht sehr ähneln,“ sagte der Stallknecht säuerlich, „zu hübsch.“

Der Kutscher tat so, als höre er es nicht. Er sagte:

„Wundere mich jetzt über sie – wirklich! Haßt Kinder. Hat keine eigenen und kann die anderer Leute nicht ausstehen.“

Die Kinder, die im weißen Staub unter der Kutsche hockten, wechselten unbehagliche Blicke.

„Ich sag dir was,“ fuhr der Kutscher entschlossen fort, „ich will verdammt sein, wenn ich den kleinen Knirps nicht in der Hecke verstecke und ihr sage, daß seine Brüder ihn geholt haben! Dann komm ich nachher für ihn zurück.“

„Kommt nicht in Frage,“ sagte der Lakai. „Mir gefällt das Kind wie noch kein anderes. Wenn es jemand haben soll, dann ich – basta!“

„Halt die Schnauze!“ versetzte der Kutscher. „Du willst gar keine Kinder nich und wenn doch, is für dich eins wie's andere. Aber ich bin verheiratet und ein Kenner von Rasse. Ich erkenn 'nen erstklassigen Jährling, wenn ich'n sehe. Ich werd'n nehmen, und je weniger herumgequatscht wird, desto schneller klappt es.“

„Ich hätt' gedacht,“ sagte der Lakai spöttisch, „du hättest schon genug. Mit Alfred und Albert und Louise und Victor Stanley und Helena Beatrice und noch eins –“

Der Kutscher schlug dem Lakai aufs Kinn – der Lakai schlug dem Kutscher auf die Weste – im nächsten Moment prügeln sich die beiden hier und dort, hin und her, hoch und runter und überall und der kleine Hund sprang auf den Kutschbock und bellte wie wahnsinnig.

Cyril, der immer noch im Staub kauerte, watschelte auf gebeugten Beinen an die Seite der Kutsche, die am weitesten vom Schlachtfeld entfernt war. Er öffnete den Wagenschlag – die beiden Männer waren viel zu sehr mit ihrem Streit beschäftigt, um irgendetwas zu bemerken –, nahm das Lamm in die Arme und trug immer noch gebückt das schlafende Kind etliche Meter die Straße entlang, wo ein Zauntritt in einen Wald führte. Die anderen folgten, und dort, zwischen den Haselnußsträuchern, jungen Eichen und Edelkastanien, bedeckt vom hohen, stark riechenden Farnkraut, lagen sie versteckt, bis die wütenden Stimmen der Männer von der wütenden Stimme der weiß-roten Dame zum Schweigen gebracht wurden und nach einer langen und besorgten Suche die Kutsche endlich wegfuhr.

„Du liebes Bißchen!“ sagte Cyril und holte tief Luft, als das Geräusch von Rädern schließlich erstarb. „Jetzt will ihn *tatsächlich* jeder – soviel steht fest! Das Sammet hat uns wieder reingelegt! Durchtriebenes Mistvieh! Laßt uns um Himmels willen den Kleinen wohlbehalten nach Hause schaffen.“

So spähten sie hinaus und weil sie rechts nur einsame weiße Straße fanden und links nichts als einsame weiße Straße, nahmen sie ihren Mut zusammen und die Straße und Anthea trug das schlafende Lamm.

Ihnen folgten Abenteuer hart auf den Fersen. Ein Junge mit einem Reisigbündel auf dem Rücken ließ dieses am Straßenrand fallen und bat, das Lamm anzuschauen, und bot dann an, es zu tragen, aber Anthea konnte nicht zweimal auf diese Weise hereingelegt werden. Sie gingen weiter, doch der Junge folgte und Cyril und Robert konnten ihn nicht dazu bringen wegzugehen, bis sie ihn mehrmals aufgefordert hatten, an ihren Fäusten zu riechen. Danach folgte ihnen ein kleines Mädchen in einer blau-weiß karierten Schürze eine viertel Meile und jammerte nach dem „allerliebsten Baby“, und sie konnten sie nur dadurch loswerden, daß sie ihr androhten, sie mit ihren Taschentüchern an einen Baum im Wald zu binden. „So daß die Bären kommen und dich fressen können, wenn es dunkel wird,“ sagte Cyril streng. Da ging sie weinend fort. Bald dünkte es den Geschwistern des Kleinen, der von allen begehrt wurde, eine kluge Maßnahme, sich in der Hecke zu verstecken, sobald sie jemanden kommen sahen, und dadurch gelang es ihnen, das Lamm daran zu hindern, die

lästige Zuneigung eines Milchmanns, eines Steinbrechers und eines Mannes zu erwecken, der einen Karren mit einem Paraffinfaß auf der Ladefläche kutscherte. Sie waren fast zu Hause, als das Schlimmste passierte. Als sie um eine Ecke bogen, trafen sie plötzlich auf zwei Wohnwagen, ein Zelt und eine Gruppe Zigeuner, die am Straßenrand kampierte. Die Wagen waren über und über mit Korbstühlen, Wiegen, Blumenständern und Staubwedeln behängt. Ein Haufen zerlumpter Kinder backte emsig Staubkuchen auf der Straße, zwei Männer lagen im Gras und rauchten, und drei Frauen wuschen die Familienwäsche in einer alten roten Gießkanne, deren Oberteil abgebrochen war.

Im Nu hatten alle Zigeuner, Männer, Frauen und Kinder, Anthea und das Lamm umringt.

„Laß *mir* ihn halten, kleine Dame,“ sagte eine der Zigeunerinnen, die ein mahagonifarbenes Gesicht und sandfarbene Haare hatte, „ich werde ihm kein Haar auf dem Kopf krümmen, der kleinen Schönheit!“

„Lieber nicht,“ sagte Anthea.

„Laß mich ihn haben,“ sagte die andere Frau, deren Gesicht ebenfalls mahagonifarben war; sie hatte pechschwarze Haare mit fettigen Locken. „Ich habe neunzehn eigene, jawohl.“

„Nein,“ sagte Anthea tapfer, aber ihr Herz schlug so heftig, daß es sie fast erstickte.

Dann schob sich einer der Männer vor.



„Gott helfe mir, wenn er's nich is!“ rief er, „mein verloren geglaubtes Kind! Hat's ein Muttermal am linken Ohr? Nein? Dann is er mein Babby, mir gestohlen in unschuldiges Kindsalter. Gib's her – und wir wern diesmal nich de Polizei auf euch kommen lassen.“

Er schnappte sich das Lamm von Anthea, die rot anlief und aus purer Wut in Tränen ausbrach.

Die anderen standen ganz still dabei; dies war das Allerschlimmste, das ihnen jemals passiert war. Selbst von der Polizei in Rochester aufgegriffen zu werden war nichts dagegen. Cyril war ganz bleich und seine Hände zitterten ein bißchen, aber er gab den anderen ein Zeichen, daß sie den Mund halten sollten. Er schwieg selbst eine Minute und dachte angestrengt nach. Dann sagte er:

„Wir wollen ihn nicht behalten, wenn er euch gehört. Aber ihr seht, daß er an uns gewöhnt ist. Ihr sollt ihn haben, wenn ihr ihn wollt.“

„Nein, nein!“ rief Anthea – und Cyril starrte sie zornig an.

„Natürlich wollen wir ihn,“ sagten die Frauen und versuchten, dem Mann das Lamm aus den Armen zu nehmen. Das Lamm heulte laut.

„Ach, ihm tut es weh!“ kreischte Anthea; und Cyril befahl ihr mit wütendem Unterton: „Halt's Maul!“

„Vertraut mir doch,“ flüsterte er. „Seht mal,“ fuhr er fort, „er ist bei Leuten, die er nicht kennt, furchtbar anstrengend. Wie wär's, wenn wir ein bißchen hierbleiben, bis er sich an euch gewöhnt hat, und wenn dann Schlafenszeit ist, gebe ich euch mein Ehrenwort, daß wir weggehen und euch ihn behalten lassen, wenn ihr wollt. Und wenn wir weg sind, könnt ihr entscheiden, wer von euch ihn haben soll, da ihr alle ihn so gern haben wollt.“

„Na schön,“ sagte der Mann, der das Lamm hielt, und versuchte, das rote Halstuch zu lockern, das das Lamm zu fassen gekriegt und so fest um seinen Mahagonihals gezogen hatte, daß er kaum atmen konnte. Die Zigeuner flüsterten miteinander und Cyril ergriff die Gelegenheit, gleichfalls zu flüstern. Er sagte: „Sonnenuntergang! Dann kommen wir weg.“

Und da wurden seine Geschwister mit Staunen und Verwunderung erfüllt, daß er so gescheit war, daran zu denken.

„Oh, laßt ihn doch zu uns kommen!“ sagte Jane. „Seht, wir setzen uns hier hin und kümmern uns um ihn, bis er sich an euch gewöhnt hat.“

„Was ist mit dem Mittagessen?“ sagte Robert plötzlich. Die andern sahen ihn verächtlich an. „Kaum zu glauben! Machst dir Sorgen um dein beknacktes Essen, wenn dein Br – ich meine, wenn der Kleine –“ flüsterte Jane hitzig. Robert zwinkerte ihr verstohlen zu und fuhr fort:

„Euch ist doch recht, wenn ich schnell nach Hause renne, um unser Essen zu holen?“ sagte er zu den Zigeunern; „ich kann es in einem Korb herbringen.“

Seine Geschwister kamen sich sehr erhaben vor und verachteten ihn. Sie kannten seine wohlüberlegte geheime Absicht nicht. Aber die Zigeuner erfaßten sie im Nu.

„Ach ja!“ sagten sie, „und dann die Polizei holen mit einem Haufen Lügen von wegen es ist euer Kind statt unsers! Für wie blöd hältst du uns?“ fragten sie.

„Wenn ihr hungrig seid, könnt ihr was von uns kriegen,“ sagte die hellharaige Zigeunerin nicht unfreundlich.

„He, Levi, das himmlische Kind schreit sich noch die Lunge aus dem Leib. Gib ihn der kleinen Dame und schauen wir mal, ob sie ihn ein bißchen an uns gewöhnen können.“

Also wurde das Lamm zurückgereicht, aber die Zigeuner drängten sich so dicht heran, daß er einfach nicht aufhören konnte zu schreien. Dann sagte der Mann mit dem roten Halstuch:

„He, Pharao, mach Feuer und ihr Mädels kümmert euch ums Essen. Gebt dem Kind 'ne Schangse.“ Die Zigeuner gingen ganz gegen ihren Willen an die Arbeit und die Kinder und das Lamm blieben im Gras sitzen. „Bei Sonnenuntergang wird er wieder in Ordnung sein,“ flüsterte Jane. „Aber ach, ist das schrecklich! Angenommen, sie sind furchtbar wütend, wenn sie wieder zur Besinnung kommen! Vielleicht schlagen sie uns oder fesseln uns an Bäume oder sowas.“

„Machen sie nicht,“ sagte Anthea („Ach, mein Lamm, weine nicht mehr, es ist ja gut, Panthi hat dich, Schätzchen.“). „Es sind keine unfreundlichen Leute, sonst würden sie uns nichts zu essen geben.“

„Essen!“ sagte Robert. „Ich rühre ihr scheußliches Essen nicht an. Es würde mir im Hals steckenbleiben.“

Die anderen dachten zuerst auch so. Aber als das Essen fertig war – es stellte sich als Abendessen heraus und wurde zwischen vier und fünf Uhr ausgeteilt –, waren alle froh darüber und nahmen, was sie kriegen konnten. Es gab mit Zwiebeln gekochtes Kaninchen und ein Geflügel, einem Huhn ähnlich, aber mit sehnigeren Keulen und kräftigerem Geschmack. Das Lamm bekam Brot, das in heißem Wasser eingeweicht und mit braunem Zucker bestreut war. Er mochte es sehr und willigte ein, daß die beiden Zigeunerfrauen ihn damit fütterten, während er auf Antheas Schoß saß. Diesen ganzen langen, heißen Nachmittag mußten Robert, Cyril, Anthea und Jane das Lamm glücklich und zufrieden machen, während die Zigeuner eifrig zuschauten. Als die Schatten lang und schwarz über die Wiesen wuchsen, hatte er richtig Gefallen an der Frau mit den hellen Haaren gefunden und fand sich bereit, den Kindern Kußhände zuzuwerfen und aufzustehen und sich vor den beiden Männern mit der Hand auf der Brust zu verneigen – „wie ein Gentleman“. Das ganze Zigeunerlager war von ihm hingerissen und seine Geschwister konnten nicht anders als einiges Vergnügen daran zu finden, seine Talente einem so interessierten und enthusiastischen Publikum vorzuführen. Aber sie sehnten sich nach dem Sonnenuntergang.

„Den Sonnenuntergang herbeizusehen wird uns zur Gewohnheit,“ flüsterte Cyril. „Wie wünsche ich mir, daß wir etwas wirklich Vernünftiges wünschen können, das von einigem Nutzen ist, so daß es uns sehr leid tut, wenn die Sonne untergeht.“

Die Schatten wurden immer länger und schließlich gab es keine einzelnen Schatten mehr, sondern nur einen sanft leuchtenden Schatten über allem, denn die Sonne war außer Sicht – hinter dem Hügel –, war aber noch nicht richtig untergegangen. Die Leute, die die Gesetze über das Anzünden von Fahrradlampen machen, sind dieselben Leute, die entscheiden, wann die Sonne untergeht: sie muß es auch tun, auf die Minute, falls nicht, würden sie den Grund dafür wissen wollen!

Aber die Zigeuner wurden ungeduldig.

„Also, junges Volk,“ sagte der Rotes-Halstuch-Mann, „es is an der Zeit, daß ihr die Köpfe auf eure Kissen legt – so isses! Dem Kind geht's gut und er is jetzt freundlich zu uns – also gebt'n einfach her und haut ab, wie ihr gesagt habt!“

Die Frauen und Kinder drängten sich um das Lamm, Arme wurden ausgestreckt, Finger schnippten einladend, freundliche Gesichter strahlten mit bewunderndem Lächeln, aber alles verfiel nicht bei dem getreuen Lamm. Er klammerte sich mit Armen und Beinen an Jane, die ihn gerade hielt, und stieß das traurigste Gebrüll des ganzen Tages aus.

„Es hat keinen Sinn,“ sagte die Frau, „gib' das kleine Püppchen rüber, Miss. Wir werden ihn bald beruhigen.“ Und die Sonne wollte immer noch nicht untergehen.

„Sag ihr, wie man ihn ins Bett bringt,“ flüsterte Cyril, „irgendwas, um Zeit zu gewinnen – und seid bereit zu türmen, sobald die blöde alte Sonne sich endlich entschließt unterzugehen.“

„Ja, ich gebe ihn euch gleich in einer Minute,“ begann Anthea, indem sie sehr schnell sprach. „laßt mich euch nur noch sagen, daß er jeden Abend ein warmes Bad und jeden Morgen ein kaltes Bad kriegt, und er hat ein Steingutkaninchen, das er in das warme Bad mitnimmt und Klein Samuel im Gebet aus weißem Porzellan auf einem roten Kissen für das kalte Bad, und wenn er Seife in die Augen kriegt, dann –“

„Scheit Lamm,“ sagte er – er hatte aufgehört zu brüllen, um zuzuhören.

Die Frau lachte. „Als ob ich noch nie'n Babby gebadet hätte!“ sagte sie. „Laß uns ihn halten. Komm zu 'Melia, mein Schatz.“

„Geh weg, Böse!“ erwiderte das Lamm sofort.

„Ja,“ fuhr Anthea fort, „aber seine Mahlzeiten; ihr müßt mich wirklich euch sagen lassen, daß er jeden Morgen einen Apfel oder eine Banane kriegt, und zum Frühstück Brot-mit-Milch und zum Tee manchmal ein Ei und –“

„Ich habe zehn aufgezogen,“ sagte die schwarzgelockte Frau, „neben den anderen. Komm, Miss, reich ihn her – ich kann es nicht länger aushalten. Ich muß ihn einfach knuddeln.“

„Wir haben noch nicht ausgemacht, wem er gehören soll, Esther,“ sagte einer der Männer.

„Du wirst es nicht sein, Esther, mit bereits sieben am Rockzipfel.“

„Da bin ich nicht so sicher,“ sagte Esthers Ehemann.

„Und ich bin niemand und hab nix zu sagen?“ fragte 'Melias Ehemann.

Das Mädchen Zillah sagte: „Und ich? Ich bin ein lediges Mädchen – und hab niemand außer ihm, um den ich mich kümmern muß – ich sollte ihn haben.“

„Sei still!“

„Halt die Klappe!“

„Komm mir ja nicht mehr mit deine Impernenz!“

Alle wurden sehr zornig. Die dunklen Zigeunergesichter blickten finster und unruhig drein. Plötzlich wischte eine Veränderung über sie hinweg, als ob ein unsichtbarer Schwamm diese bösen und aufgeregten Mienen abgewaschen und nur noch ausdruckslose Gesichter hinterlassen hätte.

Die Kinder sahen, daß die Sonne tatsächlich untergegangen war. Aber sie trauten sich nicht, sich zu rühren. Und die Zigeuner fühlten sich so durcheinander, weil ihnen der unsichtbare Schwamm alle Gefühle der letzten paar Stunden aus den Herzen gewaschen hatte, daß sie kein Wort herausbrachten.

Die Kinder wagten kaum zu atmen. Angenommen, die Zigeuner würden, wenn sie die Sprache zurückerlangt hatten, wütend bei dem Gedanken sein, wie töricht sie den ganzen Tag über gewesen waren?

Es war ein unangenehmer Moment. Plötzlich hielt Anthea mit großartigem Mut dem Rotes-Halstuch-Mann das Lamm entgegen.

„Hier ist er!“ sagte sie.

Der Mann wich zurück. „Ich möchte dich nicht gern berauben, Miss,“ sagte er heiser.

„Jeder, der mag, kann meinen Anteil an ihm haben,“ sagte der andere Mann.

„Schließlich habe ich genug eigene,“ sagte Esther.

„Er ist aber doch ein süßer kleiner Bursche,“ sagte Amelia. Sie war die einzige, die das jammernde Lamm jetzt noch liebevoll anschaute.

Zillah sagte: „Mir ist so, als ob ich ein bißchen Sonne abgekriegt habe. *Ich* will ihn nicht.“

„Dann sollen wir ihn mitnehmen?“ fragte Anthea.

„Also, denke schon,“ sagte Pharaos herzlich, „und wir reden nicht mehr darüber!“

Und die Zigeuner begannen in großer Eile, sich mit ihren Zelten für die Nacht zu beschäftigen. Alle außer Amelia. Sie ging mit den Kindern bis zur Straßenbiegung mit – und dort sagte sie:

„Laß mich ihm einen Kuß geben, Miss – ich weiß nicht, was uns dazu gebracht hat, sich so albern zu benehmen. Wir Zigeuner stehlen keine Babys, was immer man euch auch erzählen mag, wenn ihr unartig seid. Wir haben genug eigene, meistens. Aber ich habe meine alle verloren.“

Sie neigte sich zum Lamm und er blickte ihr in die Augen, hob unerwartet eine schmutzige weiche Pfote und streichelte ihr Gesicht.

„Armes, armes!“ sagte das Lamm. Und er ließ die Zigeunerin ihn küssen, und, mehr als das, er küßte ihre braune Wange zurück – mit einem sehr schönen Kuß, wie alle seine Küsse sind, und nicht feucht, wie ihn manche Babys geben. Die Zigeunerin fuhr mit dem Finger über seine Stirn, als ob sie dort etwas schrieb, und machte dasselbe mit seiner Brust und einen Händen und Füßen; dann sagte sie:

„Möge er tapfer sein und einen starken Kopf zum Denken haben und das starke Herz zum Lieben und die starken Hände zum Arbeiten und die starken Füße zum Wandern und möge er immer sicher zu den Seinen heimkommen.“ Dann sagte sie etwas in einer fremden Sprache, die keiner verstehen konnte, und fügte plötzlich hinzu:

„So, ich muß ‚Adieu‘ sagen – und daß ich froh bin, eure Bekanntschaft gemacht zu haben.“ Und sie wandte sich um und ging zurück zu ihrem Heim – dem Zelt am grasbewachsenen Straßenrand.

Die Kinder blickten ihr nach, bis sie außer Sicht war. Dann sagte Robert: „Wie bescheuert von ihr! Selbst der Sonnenuntergang hat *sie* nicht normal werden lassen. Was für einen Blödsinn sie geredet hat!“

„Also wenn du mich fragst,“ sagte Cyril, „ich glaube, es war ziemlich anständig von ihr –“

„Anständig!“ sagte Anthea, „es war wirklich sehr nett von ihr. Ich finde, sie ist eine Liebe.“

„Sie ist jedenfalls einfach ganz furchtbar nett,“ sagte Jane.

Und sie gingen nach Hause – sehr spät für Tee und unaussprechlich spät fürs Essen. Martha schimpfte natürlich. Aber das Lamm war in Sicherheit.

„Hört mal – es hat sich herausgestellt, daß wir das Lamm ebenso sehr wie alle anderen wollten,“ sagte Robert später.

„Natürlich.“

„Aber fühlt ihr euch jetzt anders, wo die Sonne untergegangen ist?“

„*Nein*,“ sagten alle anderen gleichzeitig.

„Dann hat es bei uns über den Sonnenuntergang hinaus angedauert.“

„Nein, das nicht,“ erklärte Cyril. „Der Wunsch hat mit *uns* gar nichts gemacht. Wir haben das Lamm immer von ganzem Herzen gewollt, wenn wir wir selbst waren, nur daß wir alle heute morgen Ekel waren, besonders du, Robert.“ Robert ertrug dies mit seltsamer Ruhe.

„Ich habe freilich *gedacht*, ich wollte ihn heute morgen nicht,“ sagte er. „Vielleicht war ich ein Ekel. Aber alles sah ganz anders aus, als wir dachten, wir würden ihn verlieren.“

4 Flügel

Der nächste Tag war sehr regnerisch – zu regnerisch, um hinauszugehen, und viel zu regnerisch, um daran zu denken, einen Sandelf zu stören, der so empfindlich auf Wasser reagierte, daß er immer noch nach Tausenden von Jahren den Schmerz spürte, den er sich einst durch das Naßwerden seiner linken Schnurrbarthaare zugezogen hatte. Es war ein langer Tag und es wurde Nachmittag, als die Kinder plötzlich beschlossen, Briefe an ihre Mutter zu schreiben. Robert hatte das Pech, das Tintenfaß – ein ungewöhnlich großes und volles Gefäß – genau über diesem Teil des Schreibpults Antheas auszukippen, von dem sie lange so getan hatte, als ob eine Vorrichtung aus Klebstoff und Pappe, mit Tusche bemalt, ein Geheimfach sei. Es war nicht genau die Schuld Roberts; es war nur sein Pech, daß er zufällig die Tinte gerade in dem Moment über das Pult hob, in dem Anthea es aufklappte, und daß dieser Moment derjenige war, den das Lamm gewählt hatte, um unter den Tisch zu kriechen und seinen Qietschevogel kaputtzumachen. In dem Vogel befand sich ein handlicher spitzer Draht und natürlich stieß das Lamm sofort den Draht in Roberts Bein und so wurde, ohne daß es jemand beabsichtigte, das Geheimfach mit Tinte überflutet. Gleichzeitig ergoß sich ein Tintenstrom über Antheas halbfertigen Brief.

So daß der Brief ungefähr so aussah:

Liebste Mutter,

ich hoffe, es geht Dir gut und ich hoffe, Oma geht es besser. Neulich waren wir . . .

Dann kam eine Tintenflut und unten auf der Seite standen diese Worte in Bleistift:

Ich war es nicht, die die Tinte vergossen hat, aber das Säubern hat so lange gedauert, deshalb mehr nicht, weil es Postzeit ist. –

Von Deiner Dich liebenden Tochter

Anthea.

Roberts Brief war noch nicht einmal angefangen worden. Er hatte auf das Löschpapier ein Schiff gezeichnet, während er versuchte, sich einfallen zu lassen, was er schreiben wollte. Und nachdem die Tinte vergossen war, mußte er natürlich Anthea helfen, ihr Pult zu säubern, und er versprach, ihr ein neues Geheimfach zu bauen, ein besseres als das alte. Und sie sagte: „Gut, mach es gleich.“ So ward es Postzeit und sein Brief war nicht fertig. Und das Geheimfach auch nicht.

Cyril schrieb sehr schnell einen langen Brief und ging dann daran, eine Schneckenfalle zu errichten, von der er im *Homemade Gardener* gelesen hatte, und als es Postzeit war, konnte der Brief nicht gefunden werden und er wurde nie gefunden. Vielleicht hatten ihn die Schnecken gefressen.

Janes Brief war der einzige, der abgesandt wurde. Sie wollte ihrer Mutter alles über das Psammead erzählen – eigentlich wollten es alle –, aber sie brachte so lange mit der Überlegung zu, wie das Wort zu buchstabieren sei, daß keine Zeit blieb, die Geschichte ordentlich zu erzählen, und es ist sinnlos, eine Geschichte zu erzählen, wenn man sie *nicht* ordentlich erzählt; deshalb mußte sie sich damit zufrieden geben:

Meine liebe Mutter Liebes,

wir sind alle so brav wie wir können, wie Du uns gesagt hast, und das Lamm ist ein bißchen erkältet, aber Martha sagt, es ist nichts, nur daß er gestern morgen die Goldfische auf sich gekippt hat. Als wir neulich oben bei der Sandgrube waren, sind wir auf dem sicheren Weg herumgegangen, wo Karren fahren, und wir fanden ein –

Eine halbe Stunde verging, ehe sich Jane ganz sicher war, daß keiner von ihnen „Psammead“ buchstabieren konnte. Und sie konnten es auch nicht im Wörterbuch finden, obwohl sie nachschauten. Dann schrieb Jane hastig ihren Brief zu Ende.

Wir haben ein merkwürdiges Ding gefunden, aber es ist gleich Postzeit, deshalb jetzt mehr nicht von Deinem kleinen Mädchen

Jane.

P.S. – Wenn Dir ein Wunsch erfüllt werden sollte, was würdest Du dann wünschen?

Dann war der Postbote zu hören, welcher sein Horn blies, und Robert stürzte in den Regen hinaus, um seinen Wagen anzuhalten und ihm den Brief zu geben. Und so geschah es, daß ihre Mutter, obwohl alle Kinder beabsichtigt hatten, ihr von dem Sandelf zu erzählen, nie auf irgendeine Weise von ihm erfuhr. Dafür gab es noch andere Gründe, aber die kommen später.

Am nächsten Tag kam Onkel Richard und fuhr mit ihnen in einer Wagonette nach Maidstone – ohne das Lamm. Onkel Richard war die allerbeste Art von Onkel. In Maidstone kaufte er ihnen Spielzeug. Er nahm sie in ein Geschäft mit und ließ sie genau das aussuchen, das sie wollten, ohne Beschränkung des Preises und ohne den Unsinn, daß Spielzeug lehrreich sein sollte. Es ist sehr klug, Kinder das auswählen zu lassen, das sie mögen, weil sie sehr dumm und unerfahren sind, und manchmal wählen sie etwas wirklich Lehrreiches, ohne es zu wollen. Dies passierte Robert, der im letzten Moment und in großer Eile eine Schachtel wählte, auf der geflügelte Stiere mit Männerköpfen und geflügelte Männer mit Adlerköpfen abgebildet waren. Er dachte, sie enthalte Tiere, die gleichen wie auf der Schachtel. Als er nach Hause kam, war es ein Sonntags-Puzzle über Ninive! Die anderen wählten in großer Eile und waren glücklich mit Muße. Cyril nahm eine Modell-Lokomotive und die Mädchen wählten zwei Puppen und für beide zusammen ein Teeservice aus Porzellan mit Vergißmeinnichtmuster. Für die Jungen zusammen gab es einen Bogen mit Pfeilen.

Dann fuhr Onkel Richard mit ihnen auf dem schönen Medway Boot und dann gab es in einer feinen Konditorei Tee, und als sie nach Hause kamen, war es viel zu spät, um an diesem Tag noch Wünsche zu haben.

Sie erzählten Onkel Richard nichts vom Psammead. Ich weiß nicht, warum. Und sie wußten nicht, warum. Aber ich vermute, ihr könnt es ahnen.

Der nächste Tag, der auf jenen folgte, an dem sich Onkel Richard so spendabel gezeigt hatte, war wirklich sehr heiß. Die Leute, die entscheiden, wie das Wetter sein soll, und ihm jeden Morgen in der Zeitung ihre Befehle erteilen, sagten hinterher, es sei der heißeste Tag seit Jahren gewesen. Sie hatten ihm befohlen, „wärmer, ein paar Schauer“ zu sein, und wärmer war es ganz gewiß. Tatsächlich war es so sehr damit beschäftigt, wärmer zu sein, daß es keine Zeit hatte, die Befehle bezüglich der Schauer zu befolgen; deshalb gab es keine. Seid ihr schon einmal um fünf Uhr an einem feinen Sommermorgen aufgestanden? Es ist sehr schön. Das Sonnenlicht ist rosig und gelblich und alles Gras und die Bäume sind mit Diamanten aus Tau bedeckt. Und alle Schatten zeigen in die der abendlichen entgegengesetzte Richtung, was sehr interessant ist und euch das Gefühl gibt, ihr wärt in einer neuen, anderen Welt.

Anthea wurde um fünf wach. Sie hatte sich selbst aufgeweckt und ich muß euch erzählen, wie man es macht, selbst wenn es euch auf den Fortgang der Geschichte warten läßt.

Ihr geht am Abend ins Bett und legt euch ganz flach auf den Rücken mit den gerade ausgestreckten Händen an den Seiten. Dann sagt ihr: „Ich *muß* um fünf aufwachen“ (oder sechs oder sieben oder acht oder neun oder zu welcher Zeit ihr wollt), und während ihr es sagt, senkt ihr das Kinn auf die Brust und knallt den Kopf zurück aufs Kissen. Und das macht ihr so oft, wie Einsen in der Zeit stecken, zu der ihr aufwachen wollt. (Es ist eine ganz einfache Addition.) Natürlich hängt alles davon ab, daß ihr wirklich um fünf (oder sechs oder sieben oder acht oder neun) aufwachen wollt; wenn ihr es nicht wirklich wollt, hat alles keinen Zweck. Aber wenn doch – nun, versucht es und findet es heraus. Dabei, wie bei lateinischen Übersetzungen oder Unfug treiben, macht natürlich Übung den Meister.

Anthea war eine große Meisterin.

Genau in dem Moment, in dem sie die Augen öffnete, hörte sie die schwarz-goldene Uhr unten im Eßzimmer elf schlagen. Deshalb wußte sie, daß es drei Minuten vor fünf war. Die schwarz-goldene Uhr schlug immer falsch, aber es ging in Ordnung, wenn man wußte, was sie meinte. Sie war wie eine Person, die in einer fremden Sprache redet. Wenn man die Sprache kennt, ist sie genauso einfach zu verstehen wie die eigene. Und Anthea kannte die Sprache der Uhr. Sie war sehr müde, aber sie sprang aus dem Bett und tauchte Gesicht und Hände in eine Waschschüssel mit kaltem Wasser. Das ist ein Zaubermittel, das dich davor bewahrt, wieder zurück ins Bett gehen zu wollen. Dann zog sie sich an und faltete ihr Nachthemd zusammen. Sie verknüllte es nicht bei den Ärmeln, sondern legte es vom Saum angefangen an den Nähten glatt und das zeigt euch die Art von wohlgezogenem kleinen Mädchen, von der sie war.

Dann nahm sie ihre Schuhe in die Hand und schlich sacht die Treppe hinunter. Sie öffnete das Eßzimmerfenster und kletterte hinaus. Es wäre genauso leicht gewesen, zur Tür hinauszugehen, aber durchs Fenster war es romantischer und weniger wahrscheinlich, von Martha bemerkt zu werden.

„Ich werde immer um fünf aufstehen,“ sagte sie sich. „Es ist ganz schrecklich schön.“

Ihr Herz schlug sehr schnell, denn sie führte einen Plan aus, der völlig ihr eigener war. Sie konnte nicht sicher sein, daß es ein guter Plan war, aber sie war sich ganz sicher, daß er nicht besser wäre, wenn sie den anderen von ihm erzählte. Und sie hatte das Gefühl, daß sie den Plan, ob richtig oder falsch, besser allein durchführte. Unter der eisernen Veranda auf den rot-weißen Fliesen zog sie ihre Schuhe an und rannte dann direkt zur Sandgrube und fand die Stelle des Psammeads und grub es aus; es war wirklich sehr verärgert.

„Das ist doch zu unerfreulich,“ sagte es und plusterte den Pelz auf wie Tauben zur Weihnachtszeit ihre Federn. „Das Wetter ist arktisch und es ist mitten in der Nacht.“

„Es tut mir so leid,“ sagte Anthea sanft und nahm ihre weiße Schürze ab und bedeckte mit ihr den Sandelf völlig bis auf den Kopf, die Fledermausohren und die Augen, die wie Schneckenaugen waren.

„Danke,“ sagte er, „das ist besser. Was ist der Wunsch heute morgen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie, „das ist es ja eben. Sieh mal, wir haben bis jetzt sehr viel Pech gehabt. Ich wollte mit dir darüber sprechen. Aber – macht es dir etwas aus, mir bis nach dem Frühstück keine Wünsche zu erfüllen? Es ist so schwer, mit jemandem zu reden, wenn er gleich auf Wünsche anspringt, die man nicht wirklich hat.“

„Ihr solltet nicht sagen, daß ihr etwas wünscht, wenn ihr es nicht tut. In den alten Zeiten wußten die Leute meistens, ob sie wirklich ein Megatherium oder lieber einen Ichthyosaurus zum Mittagessen haben wollten.“

„Ich werde es versuchen,“ sagte Anthea, „aber ich wünsche doch –“

„Vorsicht!“ sagte das Psammead warnend und begann, sich aufzublasen.

„Oh, das ist kein magischer Wunsch – es ist nur – ich wäre so froh, wenn du dich nicht aufblasen und fast zerplatzen würdest, um mir gerade jetzt etwas zu geben. Warte, bis die anderen hier sind.“

„Na schön,“ sagte es nachsichtig, aber es fröstelte.

„Würdest du,“ fragte Anthea freundlich, „würdest du es mögen, auf meinem Schoß zu sitzen? Dir wäre wärmer und ich könnte meinen Rock um dich wickeln. Ich wäre sehr vorsichtig.“

Anthea hätte nie erwartet, daß es das tun würde, aber es tat es.

„Danke,“ sagte es, „du bist wirklich recht fürsorglich.“ Es kroch auf ihren Schoß und kuschelte sich ein und sie legte die Arme mit etwas ängstlicher Sanftheit um es. „Nun denn!“ sagte es.

„Ja, also,“ sagte Anthea, „alles was wir gewünscht haben, hat sich als recht grauenvoll herausgestellt. Ich wünschte, du würdest uns beraten. Du bist so alt, du mußt sehr weise sein.“

„Ich bin schon als Kind immer großzügig gewesen,“ sagte der Sandelf. „Ich habe meine ganze wache Zeit mit Geben verbracht. Aber eines gebe ich nicht – Ratschläge.“

„Sieh mal,“ fuhr Anthea fort, „es ist eine so wundervolle Sache – solch eine großartige, herrliche Chance. Es ist so gut und nett und lieb von dir, uns unsere Wünsche zu erfüllen, und es ist so schade, daß alles verschwendet ist, nur weil wir zu dumm sind, um zu wissen, was wir wünschen sollten.“

Das hatte Anthea sagen wollen – aber sie hatte es nicht vor den anderen sagen wollen. Es ist eine Sache zu sagen, daß man dumm ist, und eine ganz andere zu sagen, daß andere dumm sind.

„Kind,“ sagte der Sandelf schläfrig, „ich kann euch nur raten zu denken, bevor ihr sprecht.“

„Aber ich dachte, du gibst niemals Ratschläge.“

„Der zählt nicht,“ sagte er. „Ihr werdet ihn doch nie annehmen! Außerdem ist er nicht originell. Er steht in allen Lehrbüchern.“

„Aber würdest du es denn sagen, wenn du denkst, Flügel wären ein dummer Wunsch?“

„Flügel?“ sagte er. „Ich würde denken, daß ihr Schlimmeres wünschen könntet. Nur paßt auf, daß ihr bei Sonnenuntergang nicht zu hoch fliegt. Ich habe einmal von einem kleinen Jungen in Ninive gehört. Er war einer der Söhne König Sanheribs und ein Reisender brachte ihm ein Psammead mit. Er hielt es in einem Sandkasten auf der Palastterrasse. Es war natürlich eine schreckliche Entwürdigung für einen von uns, aber der Knabe war nun einmal der Sohn des assyrischen Königs. Und eines Tages wünschte er sich Flügel und bekam sie. Aber er vergaß, daß sie bei Sonnenuntergang versteinerten, und als sie es taten, fiel er direkt auf einen der steinernen geflügelten Löwen oben an der großen Treppe seines Vaters, und mit seinen Steinflügeln und den Steinflügeln des Löwen – nun, es ist keine schöne Geschichte! Aber ich glaube, bis dahin hat sich der Junge gut amüsiert.“

„Sag mir doch,“ bat Anthea, „warum werden unsere Wunscherfüllungen jetzt nicht zu Stein? Warum verschwinden sie einfach?“

„*Autres temps, autres mœurs*,“ sagte das Geschöpf.

„Ist das die ninivetische Sprache?“ fragte Anthea, die in der Schule keine Fremdsprachen außer Französisch gelernt hatte.

„Was ich meine,“ fuhr das Psammead fort, „ist, daß in den alten Zeiten die Leute sich gute, solide, alltägliche Sachen wünschten – Mammuts und Pterodaktylen und dergleichen –, und die konnten ganz leicht zu Stein werden. Aber heutzutage wünschen sich die Leute solche hochfliegenden, überspannten Sachen. Wie soll man „schön wie der strahlende Tag sein“ oder „von allen begehrt werden“ in Stein verwandeln? Du siehst doch ein, daß es nicht gemacht werden kann. Und es würde niemals angehen, zwei Regeln zu haben, deshalb verschwinden sie einfach. Wenn „schön wie der strahlende Tag sein“ zu Stein werden *könnte*, würde es nämlich eine schrecklich lange Zeit bestehen bleiben – viel länger als du. Sieh dir die griechischen Statuen an. So wie es ist, ist es schon in Ordnung. Ade. Ich bin *so* müde.“

Es sprang von ihrem Schoß, grub fieberhaft und verschwand.

Anthea kam zum Frühstück zu spät. Robert goß heimlich einen Löffel Sirup auf den Kittel des Lamm, so daß es gleich nach dem Frühstück weggeschafft und gründlich gewaschen werden mußte. Und natürlich war es eine sehr nichtsnutzige Tat, doch sie diente zwei Zwecken – sie entzückte das Lamm, das über alles Dinge liebte, die total klebrig waren, und sie erforderte Marthas Engagement, so daß die anderen ohne das Lamm zur Sandgrube wegschlüpfen konnten.

Das machten sie und auf dem Weg dorthin stieß Anthea, die von der Hast des Wegschlüpfens außer Atem war, die Worte hervor: „Ich möchte vorschlagen, daß wir uns mit dem Wünschen abwechseln. Nur soll niemand einen Wunsch machen, wenn die anderen meinen, daß er nicht gut ist. Seid ihr einverstanden?“

„Wer soll den ersten Wunsch machen?“ fragte Robert vorsichtig.

„Ich, wenn ihr nichts dagegen habt,“ sagte Anthea entschuldigend. „Und ich habe darüber nachgedacht – es sind Flügel.“

Es herrschte Schweigen. Die anderen wollten einen Fehler finden, aber es war schwierig, weil das Wort „Flügel“ in jeder Brust ein Flattern freudiger Erregung hervorrief.

„Gar nicht so übel,“ sagte Cyril großzügig und Robert fügte hinzu: „Wirklich, Panther, du bist gar nicht so dumm, wie du aussiehst.“

Jane sagte: „Ich glaube, das wäre absolut herrlich. Es ist wie ein strahlender Traum von Delirium.“

Sie fanden den Sandelf schnell. Anthea sagte:

„Ich wünsche, daß wir alle schöne Flügel zum Fliegen haben.“



Der Sandelf blies sich auf und im nächsten Moment hatte jedes Kind ein komisches Gefühl an den Schultern, halb Schwere und halb Leichtigkeit. Das Psammead neigte den Kopf zur Seite und drehte die Schnecken-
augen von einem zum anderen.

„Gar nicht so übel,“ sagte es träumerisch. „Aber wirklich, Robert. Du bist doch nicht ganz so ein Engel, wie du aussiehst.“ Robert wurde beinahe rot.

Die Flügel waren sehr groß und schöner, als ihr euch vorstellen könnt – den sie waren weich und glatt und jede Feder saß sauber an ihrem Platz. Und die Federn wiesen die herrlichsten vermischten changierenden Farben auf wie der Regenbogen oder buntschillerndes Glas oder der schöne Schaum, der manchmal auf dem Wasser schwimmt, das absolut nicht trinkbar ist.

„Oh – aber können wir fliegen?“ fragte Jane und trat ängstlich von einem Fuß auf den anderen.

„Paß doch auf!“ sagte Cyril, „du trittst auf meinen Flügel.“

„Tut es weh?“ fragte Anthea neugierig, aber niemand antwortete, denn Robert hatte seine Flügel ausgebreitet und sprang hoch und jetzt erhob er sich langsam in die Luft. Er sah sehr unbeholfen in seinem Knickerbockeranzug aus – vor allem hingen seine Stiefel hilflos herab und schienen viel größer zu sein als wenn er in ihnen stand. Aber die anderen kümmerte wenig, wie er aussah – oder auch wie sie aussahen. Denn jetzt entfalteten alle ihre Schwinge und stiegen auf. Natürlich wißt ihr alle, wie man sich beim Fliegen fühlt, und es scheint so wunderschön leicht zu sein – nur könnt ihr euch nie daran erinnern, wie ihr es gemacht habt, und in der Regel müßt ihr es in euren Träumen ohne Flügel tun, was geschickter und ungewöhnlicher ist, aber das Prinzip ist nicht leicht zu merken. Jetzt erhoben sich die vier Kinder flatternd vom Erdboden und ihr könnt euch nicht vorstellen, wie gut sich die Luft anföhlte, die gegen ihre Gesichter strömte. Ihre Flügel waren ungeheuer breit, wenn sie entfaltet waren, und sie mußten ein ganzes Ende voneinander entfernt fliegen, um sich nicht in die Quere zu kommen. Aber solche Kleinigkeiten werden leicht gelernt.

Alle Wörter in unserem Wörterbuch und ebenso im Griechisch-Lexikon nützen, finde ich, überhaupt nichts, um euch genau zu berichten, wie man sich fühlt, wenn man fliegt, deshalb will ich es gar nicht erst versuchen. Aber ich will sagen, daß auf die Felder und Wälder *hinunter*zuschauen statt an ihnen *entlang* so ist wie eine schöne, lebendige Landkarte ansehen, wo man statt alberner Farben auf Papier richtige, bewegte sonnige Wälder und grüne Felder sieht, die sich aneinanderreihen. Wie Cyril sagte, und ich kann mir nicht denken, wo er solch einen starken Ausdruck herhatte: „Das beschert einem einen ordentlichen Hochgenuß!“ Es war überaus wundervoll und mehr wie echte Magie als jede Wunscherfüllung, die die Kinder bis jetzt hatten. Sie flatterten, flogen und segelten mit ihren großen Regenbogenschwingen zwischen grüner Erde und blauem Himmel und sie flogen direkt über Rochester und schwenkten dann herum gen Maidstone und bald fingen sie an, sich äußerst hungrig zu fühlen. Seltsamer Weise geschah das, als sie ziemlich niedrig flogen und gerade als sie über einen Obstgarten kamen, wo frühe Pflaumen rot und reif leuchteten.

Sie blieben fliegend stehen. Ich kann euch nicht erklären, wie man das macht, aber es ist ungefähr wie Wassertreten, wenn man schwimmt, und Habichte machen es außerordentlich gut.

„Ja, kann man wohl sagen,“ sprach Cyril, obwohl niemand etwas gesagt hatte. „Aber Stehlen ist Stehlen, auch wenn man Flügel hat.“

„Meinst du das wirklich?“ sagte Jane lebhaft. „Wenn man Flügel hat, ist man ein Vogel und niemand hat etwas dagegen, daß Vögel gegen die Zehn Gebote verstoßen. Vielleicht hat man etwas dagegen, aber die Vögel machen es immer und zumindest schimpft keiner mit ihnen oder steckt sie ins Gefängnis.“

Sich auf einem Pflaumenbaum niederzulassen war gar nicht so einfach, wie man denken könnte, denn die Regenbogenflügel waren so *sehr* groß, aber irgendwie gelang es ihnen und die Pflaumen waren wirklich sehr süß und saftig.

Zum Glück hatten sie schon so viele Pflaumen gegessen, wie gut für sie war, als sie einen korpulenten Mann erblickten, der genauso aussah, als ob ihm die Pflaumenbäume gehörten, und der durch das Obstgartentor mit einem kräftigen Stock geeilt kam, und einmütig befreiten sie ihre Flügel von den pflaumenbeladenen Zweigen und begannen zu fliegen.

Der Mann blieb abrupt mit offenem Mund stehen. Denn er hatte die Äste seiner Bäume schwanken und sich drehen sehen und er hatte sich gesagt: „Diese jungen Racker – wieder in Aktion!“ Und er war sofort herausgekommen, denn die Burschen des Dorfes hatten ihn in den vergangenen Jahren gelehrt, daß Pflaumen behütet werden müssen. Aber als er die Regenbogenschwingen aus dem Pflaumenbaum flattern sah, kam es ihm so vor, als sei er wahnsinnig geworden, und das gefiel ihm gar nicht. Und als Anthea hinunterschaute und sah, wie sein Mund aufklappte und so blieb und sein Gesicht grüne und malvenfarbene Flecken bekam, rief sie:

„Haben Sie keine Angst,“ und suchte hastig in ihrer Tasche nach einem Drei-Penny-Stück mit einem Loch, das sie sich an einem Band als Glücksbringer um den Hals hängen wollte. Sie schwebte um den bedauernswerten Pflaumenbesitzer und sagte: „Wir haben ein paar Ihrer Pflaumen gegessen; wir dachten, es sei kein Diebstahl, aber jetzt bin ich nicht so sicher. Hier ist ein bißchen Geld als Bezahlung.“

Sie stieß auf den zu Tode erschrockenen Pflaumenbauer hinab, steckte die Münze in seine Jackentasche und mit ein paar Flügelschlägen war sie wieder bei den anderen.

Der Bauer setzte sich plötzlich und schwerfällig ins Gras.



„Na so was aber auch!“ sagte er. „Das hier ist, was man Wahnvorstellung nennt, vermute ich. Aber die Drei-Penny-Münze hier“ – er hatte sie hervorgeholt und darauf gebissen – „*die* ist wirklich. Also von diesem Tag an werde ich ein besserer Mensch. Es ist so ne Geschichte, die einen Kerl nüchtern fürs Leben macht, jawohl. Ich bin aber froh, daß es nur Flügel waren. Ich sehe lieber Vögel, die nicht da sind, selbst wenn sie so tun, als würden sie sprechen, als ein paar Dinge, die ich nennen könnte.“

Er stand langsam und schwerfällig auf und ging ins Haus und er war an diesem Tag so nett zu seiner Frau, daß sie ganz glücklich war und sich sagte: „He, was ist nur über den Mann gekommen!“ und putzte sich heraus und band sich eine blaue Schleife an den Kragen und sah so hübsch aus, daß er noch netter als je zuvor war. So hatten die geflügelten Kinder an diesem Tag vielleicht wirklich etwas Gutes bewirkt. Falls ja, war es das einzige, denn es gibt tatsächlich nichts wie Flügel, um einen in Schwierigkeiten zu bringen. Aber andererseits, wenn man in Schwierigkeiten ist, gibt es nichts wie Flügel, um aus ihnen herauszukommen.

Dies war der Fall bei der Angelegenheit mit dem grimmigen Hund, der auf sie zusprang, als sie ihre Flügel so klein wie möglich zusammengefaltet hatten und zur Tür eines Bauernhauses gingen, um ein Stück Brot und Käse zu erbitten, denn trotz den Pflaumen waren sie bald so hungrig wie zuvor.

Nun gibt es keinen Zweifel, daß dieser schwarze und grimmige Hund, wären die vier normale flügellose Kinder gewesen, ein ordentliches Stück aus dem braun bestrumpften Bein Roberts gebissen hätte, der ihm am nächsten stand. Aber beim ersten Knurren gab es ein Geflatter von Flügeln und der Hund blieb zurück, um an seiner Kette zu zerren und auf den Hinterbeinen zu stehen, als wollte auch er versuchen zu fliegen.

Sie versuchten es bei mehreren anderen Farmen, aber dort, wo es keine Hunde gab, hatten die Leute zu viel Angst, um etwas anderes zu machen als zu schreien, und schließlich, als es fast vier Uhr war und ihre Flügel erbärmlich steif und müde wurden, landeten sie auf einem Kirchturm und hielten Kriegsrat.

„Wir können unmöglich den ganzen Weg nach Hause fliegen ohne Mittagessen *oder* Teemahlzeit,“ sagte Robert mit verzweifelter Entschiedenheit.

„Und niemand will uns etwas zu essen geben, geschweige denn Tee,“ sagte Cyril.

„Vielleicht macht es der Pfarrer hier,“ schlug Anthea vor. „Er muß alles über Engel wissen –“

„Jeder kann sehen, daß wir keine sind,“ sagte Jane. „Schau dir Roberts Stiefel und Squirrels karierte Krawatte an.“

„Nun,“ sagte Cyril entschieden, „wenn das Land, in dem man sich befindet, einem keine Lebensmittel *verkaufen* will, *nimmt* man sie sich. In Kriegen, meine ich. Da bin ich mir ganz sicher. Und selbst in anderen Geschichten würde es kein guter Bruder zulassen, daß seine kleinen Schwestern mitten im Überfluß verhungern.“

„Überfluß?“ wiederholte Robert hungrig und die anderen schauten flüchtig auf die kahlen Bleiplatten des Kirchturms und murmelten: „Mitten im?“

„Ja,“ sagte Cyril nachdrücklich. „An der Seite des Pfarrhauses ist ein Speisekammerfenster und ich habe Eßwaren drinnen gesehen. Vanillepudding und kaltes Huhn und Zunge – und Pasteten – und Marmelade. Das Fenster liegt ziemlich hoch – aber mit Flügeln –“

„Wie schlau von dir!“ sagte Jane.

„Keineswegs,“ sagte Cyril bescheiden; „jeder geborene General – Napoleon oder der Herzog von Marlborough – hätte es ebenso gesehen wie ich.“

„Das kommt mir sehr unrecht vor,“ sagte Anthea.

„Unsinn,“ sagte Cyril. „Was hat Sir Philip Sydney gesagt, als der Soldat ihm nichts zu trinken spendieren wollte? ‚Mein Bedürfnis ist größer als seines‘.“

„Wir wollen jedoch unser Geld zusammenlegen und es als Bezahlung für das Essen dalassen, nicht wahr?“ Anthea war überzeugend und den Tränen sehr nahe, weil es äußerst schwierig ist, ungeheuer hungrig zu sein und sich gleichzeitig unaussprechlich sündhaft zu fühlen.

„Etwas davon,“ lautete die vorsichtige Antwort.

Jeder drehte jetzt seine Taschen auf dem Bleidach des Turms um, wo Besucher in den letzten hundertfünfzig Jahren ihre Initialen und die ihrer Liebsten mit Federmessern in das weiche Blei geritzt hatten. Es kamen fünf Schilling und siebeneinhalb Pence zusammen und selbst die aufrechte Anthea räumte ein, daß es zuviel für eine Vier-Personen-Mahlzeit war. Robert sagte, er sei für achtzehn Pence.

Und schließlich einigte man sich auf eine Halbe Krone als „großzügig“.

Also schrieb Anthea auf die Rückseite ihres letzten Schulzeugnisses, das sich zufällig in ihrer Tasche befand und von dem sie ihren Namen und den der Schule abgerissen hatte, den folgenden Brief:

:

Lieber Hochwürden Pfarrer,

wir sind wirklich sehr hungrig, weil wir den ganzen Tag fliegen mußten, und wir meinen, daß es kein Diebstahl ist, wenn man verhungert. Wir fürchten uns, Sie zu bitten, aus Angst, daß Sie „nein“ sagen, weil Sie natürlich über Engel Bescheid wissen, aber Sie würden nicht glauben, daß wir Engel sind. Wir werden nur die Lebensnotwendigkeiten nehmen und keinen Pudding oder Pasteten, um Ihnen zu zeigen, daß es nicht Gahr ist, sondern echtes Verhungern, das uns dazu bringt, Ihre Speisekammer uns etwas spenden und uns retten zu lassen. Aber wir sind keine Straßenräuber von Beruf.

„Mach's kurz,“ sagten die anderen einstimmig. Und Anthea fügte hastig hinzu:

Sie sollen nur wissen, daß unsere Absichten ganz ehrenhaft sind. Und hier ist eine Halbe Krone, um zu zeigen, daß wir ehrlich und dankbar sind.

Vielen Dank für Ihre gütige Gastfreundschaft.

Von Uns Vier.

Die Halbe Krone wurde in diesen Brief gewickelt und alle Kinder hatten das Gefühl, daß der Pfarrer, wenn er ihn gelesen hatte, alles so gut verstehen würde wie eben jemand, der die Flügel nicht gesehen hatte.

„Nun,“ sagte Cyril, „natürlich gibt es ein Risiko; wir fliegen besser auf der anderen Seite des Turms direkt runter und flattern dann niedrig über den Friedhof und durchs Gebüsch. Dort scheint niemand zu sein. Aber man kann nie wissen. Das Fenster geht aufs Gebüsch. Es ist von Laub umrahmt wie ein Fenster in einer Geschichte. Ich gehe rein und nehme die Sachen. Robert und Anthea können sie in Empfang nehmen, wenn ich sie durchs Fenster reiche, und Jane kann Schmiere stehen – ihre Augen sind scharf – und pfeifen, wenn sie jemanden in der Nähe sieht. Halt's Maul, Robert! Dafür kann sie jedenfalls gut genug pfeifen. Es soll ja kein sehr gutes Pfeifen sein – es soll mehr natürlich und vogelartig klingen. Na dann – los geht's!“



Ich kann nicht so tun, als sei Stehlen rechtens. Ich kann nur sagen, daß es bei dieser Gelegenheit für die hungrigen vier nicht wie Diebstahl aussah, sondern im Licht einer fairen und angemessenen geschäftlichen Transaktion erschien. Sie hatten niemals gelernt, daß eine Zunge – kaum angeschnitten –, anderthalb Hühner, ein Laib Brot und eine Siphonflasche mit Sodawasser in Läden nicht für eine Halbe Krone gekauft werden können. Das waren die Lebensnotwendigkeiten, die Cyril aus dem Speisekammerfenster reichte, nachdem er

die anderen ganz unbeobachtet und ohne Hindernis oder Risiko zu dieser glücklichen Stelle geführt hatte. Er fand, daß auf Marmelade, Apfeltaschen, Kuchen und gemischte kandierte Orangenschalen zu verzichten eine wirklich heroische Tat war – und ich stimme ihm zu. Er war auch stolz darauf, nicht den Vanillepudding zu nehmen – und da denke ich, daß er Unrecht hatte, denn hätte er ihn genommen, hätte die Schwierigkeit bestanden, die Schlüssel zurückzubringen; niemand, und sei er am Verhungern, hat das Recht, Pastetenschüsseln aus Porzellan mit kleinen rosa Blüten zu stehlen. Die Sodawasserflasche war etwas anderes. Sie kamen ohne etwas zu trinken nicht aus und da der Name des Herstellers auf ihr stand, waren sie sicher, sie würde ihm zurückgegeben werden, von wo immer sie sie stehenließen. Wenn sie die Zeit hatten, würden sie sie selbst zurückbringen. Der Mann schien in Rochester zu wohnen, was nicht weit von ihrem Weg nach Hause lag.

Alles wurde auf den Turm getragen und auf einem Blatt Küchenpapier abgelegt, das Cyril im obersten Fach der Speisekammer entdeckt hatte. Als er es auseinanderfaltete, sagte Anthea: „Ich denke nicht, daß *dies* eine Lebensnotwendigkeit ist.“

„Doch,“ sagte er. „Wir müssen die Sachen irgendwo hinlegen, um sie aufzuschneiden, und ich habe Vater neulich sagen hören, daß man von Parzellen im Regenwasser Krankheiten kriegt. Hier müssen ja Unmengen von Regenwasser sein – und wenn es eintrocknet, bleiben die Parzellen übrig und geraten in die Sachen und wir würden alle an Scharlach sterben.“

„Was sind denn Parzellen?“

„Kleine wuselnde Dinger, die man mit Mikroskopen sieht,“ sagte Cyril mit Wissenschaftlermiene. „Sie lassen einen jede Krankheit kriegen, die ihr euch nur denken könnt. Ich bin sicher, daß das Papier eine Notwendigkeit ist, genau wie Brot, Fleisch und Wasser. Jetzt aber! Oh Mann, bin ich hungrig!“

Ich möchte die Picknickparty oben auf dem Turm nicht beschreiben. Ihr könnt euch gut genug vorstellen, wie es ist, ein Huhn oder eine Zunge mit einem Messer aufzuschneiden, das nur eine Klinge hat – die auf halbem Wege abbricht. Aber es wurde geschafft. Mit den Fingern essen ist schwierig und schmierig und Papierteller werden bald sehr fleckig und dreckig. Aber eines könnt ihr euch *nicht* vorstellen, und das ist, wie sich Sodawasser verhält, wenn man versucht, es direkt aus einer Siphonflasche zu trinken – vor allem aus einer ganz vollen. Aber wenn die Vorstellung euch nicht hilft, so wird es die Erfahrung tun, und ihr könnt es leicht selbst versuchen, wenn ihr einen Erwachsenen dazu kriegt, euch die Flasche zu geben. Wenn ihr eine wirklich gründliche Erfahrung bekommen wollt, steckt die Öffnung in den Mund und drückt den Griff ganz abrupt und fest. Ihr macht das besser, wenn ihr allein seid – und bei diesem Experiment am besten draußen.

Wie immer man sie ißt, Zunge, Huhn und frisches Brot sind sehr gute Sachen und keiner macht sich etwas daraus, an einem richtig schönen warmen Tag mit ein bißchen Sodawasser besprengt zu werden. So daß jeder das Mahl tatsächlich sehr genoß und soviel aß wie er und sie nur konnte; erstens, weil jeder äußerst hungrig war, und zweitens, weil, wie ich sagte, Zunge, Huhn und frisches Brot sehr gut sind.

Und vermutlich werdet ihr bemerkt haben, daß ihr, wenn ihr weit über den richtigen Zeitpunkt hinaus auf das Essen warten müßt und dann sehr viel mehr eßt als gewöhnlich und in der warmen Sonne auf einem Kirchturm sitzt – oder auch irgendwo anders –, bald und seltsam müde werdet. Nun waren Anthea, Jane, Cyril und

Robert in vieler Hinsicht genau wie ihr, und als sie alles gegessen hatten, das sie konnten, und alles getrunken hatten, das da war, wurden sie müde, seltsam und bald – besonders Anthea, weil sie so früh aufgestanden war.



Eines nach dem anderen hörten sie auf zu reden und lehnten sich zurück, und bevor eine Viertelstunde nach dem Mahl vorüber war, hatten sich alle zusammengerollt und sich mit ihre großen, weichen, warmen Flügeln zugedeckt und schliefen fest. Und die Sonne ging langsam in Westen unter. (Ich muß sagen, daß es im Westen war, weil es in Büchern üblich ist, aus Angst, daß unachtsame Leute denken, sie gehe im Osten unter. Tatsächlich war es auch nicht genau im Westen – aber das ist nahe genug.) Die Sonne, wiederhole ich, ging langsam im Westen unter und die Kinder schliefen warm und glücklich weiter – denn Flügel sind kuscheliger als Daunendecken. Der Schatten des Kirchturms fiel über den Friedhof und über das Pfarrhaus und über das

Feld dahinter und bald gab es keinen Schatten mehr und die Sonne war untergegangen und die Flügel waren weg. Und noch immer schliefen die Kinder. Aber nicht lange. Zwielight ist recht schön, aber es ist kühl, und ihr wißt, daß ihr, wie schläfrig ihr auch seid, schnell genug aufwacht, wenn euer Bruder oder eure Schwester zuerst aufsteht und die Bettdecke von euch wegzieht. Die vier flügellosen Kinder fröstelten und erwachten. Und da waren sie – oben auf einem Kirchturm im dämmerigen Zwielight, mit blauen Sternen, die einzeln und zu zweit und zehnt und zwanzig über ihren Köpfen herauskamen – Meilen von zu Hause entfernt, mit drei Schilling und dreieinhalb Pence in den Taschen und einer bedenklichen Tat wegen der Lebensnotwendigkeiten, für die Rechenschaft abzulegen war, falls sie jemand mit der Sodawasser-Siphonflasche antraf.

Sie sahen einander an. Cyril sprach als erster, wobei er die Flasche aufnahm:

„Wir gehen besser hinunter und werden dieses blöde Ding los. Es ist dunkel genug, um es auf der Türschwelle des Pfarrers zu lassen, glaube ich. Kommt.“

In der Ecke des Turms befand sich ein kleines Rondell und das kleine Rondell hatte eine Tür. Sie hatten dies, während sie aßen, bemerkt, aber nicht erkundet, wie auch ihr es an ihrer Stelle getan hätten. Denn wenn man Flügel hat und den ganzen Himmel erkunden kann, scheinen natürlich Türen das Erkunden kaum wert zu sein.

Jetzt wandten sie sich der Tür zu.

„Natürlich,“ sagte Cyril, „ist dies der Weg nach unten.“

Das war er. Aber die Tür war von innen verschlossen!

Und die Welt wurde immer dunkler. Und sie waren Meilen von zu Hause entfernt. Und da gab es die Siphonflasche.

Ich werde euch nicht erzählen, ob jemand weinte, noch, falls ja, wie viele weinten, noch wer weinte. Ihr werdet besser beschäftigt sein, wenn ihr euch darüber schlüssig werdet, was ihr an ihrer Stelle gemacht hätten.

5 Keine Flügel

Ob nun jemand geweint hat oder nicht, es gab sicherlich eine Zeitspanne, in der niemand von ihnen ganz er oder sie selbst war. Als sie ruhiger wurden, steckte Anthea ihr Taschentuch weg, legte den Arm um Jane und sagte:

„Es kann nicht länger als für eine Nacht sein. Am Morgen können wir mit unseren Taschentüchern Zeichen geben. Bis dahin sind sie trocken. Und jemand wird hochkommen und uns runterlassen.“

„Und die Siphonflasche finden,“ sagte Cyril bedrückt, „und wir werden wegen Diebstahls ins Gefängnis gesteckt –“

„Du hast gesagt, daß es kein Diebstahl ist. Du hast gesagt, du bist dir da sicher.“

„Jetzt bin ich es nicht,“ sagte Cyril kurz.

„Laßt uns doch das verdammte Ding zack zwischen die Bäume werfen,“ sagte Robert, „dann kann uns keiner was.“

„Oh ja.“ – Cyrils Lachen klang nicht fröhlich – „und einen Burschen auf den Kopf treffen und obendrein Mörder sein neben – neben der anderen Sache.“

„Aber wir können hier nicht die ganze Nacht zubringen,“ sagte Jane, „und ich möchte meinen Tee.“

„Du *kannst* nicht deinen Tee wollen,“ sagte Robert, „du hast gerade Mittagessen gehabt.“

„Aber ich will ihn *trotzdem*,“ sagte sie, „vor allem wenn ihr davon redet, hier die ganze Nacht zu bleiben. Ach, Panther – ich möchte nach Hause! Ich möchte nach Hause!“

„Sch, sch,“ sagte Anthea, „nicht doch, Schätzchen. Irgendwie wird es schon gut. Nicht doch, nicht doch –“

„Laß sie weinen,“ sagte Robert verzweifelt, „wenn sie laut genug heult, hört es vielleicht jemand und läßt uns hinunter.“

„Und sieht das Sodawasserding,“ sagte Anthea schnell. „Robert, sei nicht so gemein. Ach, Jane, versuch doch, ein Mann zu sein! Es ist doch für uns alle dasselbe.“

Jane versuchte, „ein Mann zu sein“ – und reduzierte ihr Heulen auf Schniefen.

Es folgte eine Pause. Dann sagte Cyril langsam: „Hört mal her. Wir müssen es mit dem Siphon riskieren. Ich knöpfe ihn in meine Jacke ein – vielleicht merkt es niemand. Ihr andern haltet euch immer vor mir. Im Pfarrhaus brennt Licht. Sie sind noch nicht schlafen gegangen. Wir müssen nur so laut schreien, wie wir können. Jetzt schreit alle, wenn ich „drei“ sage. Robert, du heulst wie eine Lokomotive und ich mache huu-huu wie Vater. Die Mädels können schreien, wie sie wollen. Eins, zwei, drei!“

Ein vierfältiges Schreien zerriß den stillen Frieden des Abends und ein Dienstmädchen an einem der Pfarrhausfenster hielt mit der Hand an der Vorhangschnur inne.

„Eins, zwei, drei!“ Ein weiterer Schrei, durchdringend und vielstimmig, brachte die Eulen und Stare im Glockenstuhl darunter zu einem erschrockenen Federflattern. Das Dienstmädchen flüchtete von dem Pfarrhausfenster und rannte die die Pfarrhaustreppe hinunter in die Pfarrhausküche und wurde ohnmächtig, gleich nachdem sie dem Hausdiener, der Köchin und dem Cousin der Köchin erklärt hatte, sie habe ein Gespenst

gesehen. Es war natürlich absolut unwahr, aber ich vermute, daß die Nerven des Mädchens von dem Geschrei ein bißchen durcheinander waren.

„Eins, zwei, drei!“ Diesmal stand der Pfarrer auf der Türschwelle und der Schrei, der ihn begrüßte, war nicht mißzuverstehen.

„Ach du lieber Himmel,“ sagte er zu seiner Frau, „jemand wird in der Kirche ermordet! Reich mir meinen Hut und einen dicken Stock und sag Andrew, er soll mir folgen. Ich vermute, daß es der Verrückte ist, der die Zunge gestohlen hat.“

Die Kinder hatten den Lichtschein aufblitzen gesehen, als der Pfarrer seine Eingangstür öffnete. Sie hatten seine dunkle Gestalt auf der Schwelle gesehen und innegehalten, um Atem zu schöpfen und auch, um zu sehen, was er tun würde.

Als er sich nach seinem Hut umdrehte, sagte Cyril hastig:

„Er denkt, daß er sich nur einbildet, er hätte etwas gehört. Ihr schreit nicht laut genug! Jetzt! Eins, zwei, drei!“

Diesmal war das Geschrei gewiß laut genug und die Frau des Pfarrers warf die Arme um ihren Mann und stieß ein schwaches Echo des Schreis aus.

„Du sollst nicht gehen!“ sagte sie, „nicht allein. Jessie!“ – das Dienstmädchen erwachte aus der Ohnmacht und kam aus der Küche – „schick sofort Andrew los. Da ist ein gefährlicher Verrückter in der Kirche und er muß sofort hingehen und ihn einfangen.“

„Ich vermute, er wird sich eher eine fangen,“ sagte Jessie bei sich, als sie durch die Küchentür ging. „Hör mal, Andrew,“ sagte sie, „da schreit jemand wie wahnsinnig in der Kirche und die Frau sagt, du sollst rübergehen und ihn einfangen.“

„Nicht allein, auf keinen Fall,“ sagte Andrew in leisem, bestimmtem Ton. Zu seinem Dienstherrn sagte er nur: „Ja, Sir.“

„Du hast diese Schreie gehört?“

„Ich glaube, ich habe etwas derartiges bemerkt,“ sagte Andrew.

„Na dann komm mit,“ sagte der Pfarrer. „Meine Liebe, ich *muß* gehen!“ Er schob seine Frau sanft ins Wohnzimmer, knallte die Tür zu und eilte hinaus, wobei er Andrew am Arm mitzerrte.

Eine Salve von Schreien begrüßte sie. Als sie verstummten, rief Andrew: „Hallo, ihr da? Habt ihr gerufen?“

„Ja,“ riefen vier weit entfernte Stimmen.

„Sie scheinen in der Luft zu sein,“ sagte der Pfarrer. „Sehr merkwürdig.“

„Wo seid ihr?“ rief Andrew und Cyril antwortete mit seiner tiefsten Stimme sehr langsam und laut:

„KIRCHE! TURM! GANZ OBEN!“

„Dann kommt runter!“ sagte Andrew und dieselbe Stimme erwiderte:

„*Können nicht! Tür verschlossen!*“

„Du liebe Zeit!“ sagte der Pfarrer. „Andrew, hol die Stallaterne. Vielleicht wäre es auch angezeigt, noch einen Mann aus dem Dorf zu holen.“

„Mit dem Rest der Bande sehr wahrscheinlich in der Nähe. Nein, Sir, wenn das hier keine Falle ist – also dann freiß ich 'nen Besen! Gerade ist der Cousin der Köchin an der Hintertür. Er ist Wildhüter, Sir, und gewöhnt, mit gefährlichen Personen fertigzuwerden. Und er hat sein Gewehr dabei, Sir.“

„Hallo, da unten!“ rief Cyril vom Kirchturm herab, „kommt hoch und laßt uns runter.“

„Wir kommen,“ sagte Andrew. „Ich hole einen Polizisten und ein Gewehr.“

„Andrew, Andrew,“ sagte der Pfarrer, „das ist nicht die Wahrheit.“

„Es ist wahr genug, Sir, für ihresgleichen.“

Also holte Andrew die Laterne und den Cousin der Köchin, und die Frau des Pfarrers bat alle, sehr vorsichtig zu sein.

Sie gingen über den Kirchhof – es war jetzt ganz dunkel – und während sie gingen, sprachen sie. Der Pfarrer war sich sicher, daß ein Verrückter auf dem Kirchturm war – derselbe, der den verrückten Brief geschrieben und die kalte Zunge und anderes genommen hatte. Andrew dachte, es sei eine „Falle“; nur der Cousin der Köchin war gelassen. „Großes Geschrei, aber nichts dahinter,“ sagte er; „gefährliche Kerle sind stiller.“ Er hatte überhaupt keine Angst. Aber er hatte auch ein Gewehr. Deshalb wurde er gebeten, auf den ausgetretenen steilen, dunklen Stufen des Kirchturms voranzugehen. Und er ging voran mit der Laterne in einer Hand und dem Gewehr in der anderen. Andrew folgte als nächster. Hinterher gab er an, er habe das gemacht, weil er mutiger als sein Herr war, aber in Wirklichkeit dachte er an Fallen und ihm gefiel die Vorstellung nicht, hinter den anderen zu gehen aus Angst, jemand könnte sich im Dunkeln hinter ihn schleichen und an den Beinen packen. Sie stiegen die kleine Wendeltreppe hoch und herum und hoch und herum – dann über den Glöcknerboden, wo die Glockenseile mit weichen, pelzigen Enden wie riesige Raupen hingen –, dann eine weitere Treppe hinauf in den Glockenstuhl, wo die großen stummen Glocken sind – und dann weiter eine Leiter mit breiten Tritten hoch – und dann eine kleine Steintreppe hinauf. Und dort befand sich eine kleine Tür. Und die Tür war auf der Treppenseite verriegelt.

Der Cousin der Köchin, der ein Wildhüter war, trat gegen die Tür und sagte:

„Hallo, ihr da!“

Die Kinder klammerten sich gegenüber der Tür aneinander und zitterten vor Angst und waren nach ihrem Geschrei ganz heiser. Sie konnten kaum sprechen, aber Cyril gelang es zu krächzen:

„Hallo, ihr da!“

„Wie seid ihr hier heraufgekommen?“

Es hatte keinen Sinn zu sagen: „Wir sind geflogen“, deshalb sagte Cyril:

„Wir kamen hoch – und dann fanden wir die Tür verschlossen und konnten nicht hinunter. Lassen Sie uns doch raus.“

„Wie viele von euch sind da?“ fragte der Wildhüter.

„Nur vier,“ sagte Cyril.

„Seid ihr bewaffnet?“

„Sind wir was?“

„Ich habe mein Gewehr bei der Hand – versucht also am besten keine Tricks,“ sagte der Wildhüter. „Wenn wir die Tür aufmachen, wollt ihr versprechen, ruhig herunterzukommen und keinen Unsinn zu machen?“

„Ja – oh JA!“ sagten alle Kinder im Chor.

„Himmel,“ sagte der Pfarrer, „das war doch bestimmt eine weibliche Stimme?“

„Soll ich die Tür aufmachen, Sir?“ sagte der Wildhüter. Andrew ging ein paar Stufen hinunter, „um den anderen Platz zu machen,“ wie er hinterher sagte.

„Ja,“ sagte der Pfarrer, „öffnen Sie die Tür. Denkt daran,“ sagte er durchs Schlüsselloch, „wir sind gekommen, euch herunterzulassen. Ihr werdet euer Versprechen halten, auf Gewalt zu verzichten?“

„Wie dieser Riegel fest sitzt,“ sagte der Wildhüter. „Man sollte meinen, er ist ein halbes Jahr nicht bewegt worden.“ Tatsächlich war er es nicht.

Als alle Riegel zurückgeschoben waren, sprach der Wildhüter aus tiefer Brust durch das Schlüsselloch.



„Ich mache nicht auf,“ sagte er, „ehe ihr nicht auf die andere Seite des Turms gegangen seid. Und wenn jemand von euch mir nahe kommt, schieße ich. Jetzt!“

„Wir sind alle auf der anderen Seite,“ sagten die Stimmen.

Der Wildhüter war mit sich zufrieden und hielt sich für einen kühnen Mann, als er die Tür aufriß, und indem er hinaus auf die bleiernen Dachplatten trat, richtete er den vollen Lichtstrahl der Stallaterne auf die Gruppe der Desperados, die vor der Brüstung auf der anderen Seite des Turms standen.

Er senkte das Gewehr und ließ beinahe die Laterne fallen.

„So wahr mir Gott helfe,“ rief er, „wenn das nicht ein Rudel Kinder ist!“

Jetzt kam der Pfarrer hinzu.

„Wie seid ihr hier heraufgekommen?“ fragte er streng. „Sagt mir das sofort.“

„Ach, bringen Sie uns doch hinunter,“ sagte Jane und packte ihn an der Jacke, „und wir erzählen Ihnen alles, was Sie wollen. Sie werden uns nicht glauben, aber es spielt keine Rolle. Ach, bringen Sie uns nur hinunter!“

Die anderen umdrängten ihn ebenso flehentlich. Alle außer Cyril. Er hatte genug mit der Sodawasser-Siphonflasche zu tun, die dauernd unter seiner Jacke hervorrutschen wollte. Beide Hände waren erforderlich, sie an ihrem Platz ruhig zu halten..

Aber er sagte, wobei er so weit weg vom Laternenlicht wie möglich stand:

„Bitte bringen Sie uns hinunter.“

Sie wurden hinuntergebracht. Es ist kein Spaß, einen fremden Kirchturm in der Dunkelheit hinabzusteigen, aber der Wildhüter half ihnen - nur Cyril mußte wegen der Siphonflasche selbständig bleiben. Sie versuchte weiterhin zu entkommen. Auf halbem Wege die Leiter hinunter entwischte sie beinahe. Cyril fing sie gerade noch bei der Tülle und verlor fast den Halt. Er war bleich und zitterte, als sie schließlich das Ende der Wendeltreppe erreichten und auf die Steinplatten vor der Kirche hinaustraten.

Dann packte der Wildhüter Cyril und Robert am Arm.

„Sie bringen die Mädels mit, Sir,“ sagte er; „Sie und Andrew können mit ihnen fertigwerden.“

„Lassen Sie los!“ sagte Cyril, „wir rennen schon nicht weg. Wir haben Ihrer ollen Kirche nichts getan. Loslassen!“

„Ihr kommt schön mit,“ sagte der Wildhüter und Cyril wagte es nicht, sich gewaltsam zur Wehr zu setzen, weil gerade jetzt die Flasche wieder zu rutschen begann.

So wurden sie alle ins Arbeitszimmer des Pfarrhauses abgeführt und die Pfarrersfrau kam hereingestürzt.

„Ach, William, bist du unverletzt!“ rief sie.

Robert beeilte sich, ihre Besorgnis zu zerstreuen.

„Ja,“ sagte er, „er ist völlig unverletzt. Wir haben ihm überhaupt nichts getan. Und bitte, wir sind sehr spät dran und zu Hause macht man sich Sorgen. Können Sie uns nicht mit Ihrer Kutsche nach Hause bringen?“

„Oder vielleicht ist ein Hotel in der Nähe, wo wir eine Kutsche bekommen können,“ sagte Anthea. „Martha wird schon sehr besorgt sein.“

Der Pfarrer war auf einen Stuhl gesunken, überwältigt von Erregung und Verwunderung.

Cyril hatte sich ebenfalls gesetzt und beugte sich wegen der Sodawasserflasche mit den Ellbogen auf den Knien vor.

„Aber wie kam es, daß ihr auf dem Kirchturm eingeschlossen wart?“ fragte der Pfarrer.

„Wir gingen hoch,“ sagte Robert langsam, „und wir waren müde und sind alle eingeschlafen und als wir aufwachten, fanden wir die Tür verschlossen, deshalb haben wir geschrien.“

„Das habt ihr allerdings!“ sagte die Pfarrersfrau. „Alle so vor Furcht um den Verstand zu bringen! Ihr solltet euch schämen.“

„Das *tun* wir,“ sagte Jane sanft.

„Aber wer hat die Tür verriegelt?“ fragte der Pfarrer.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ sagte Robert völlig wahrheitsgemäß. „Bitte, schicken Sie uns nach Hause.“

„Na ja,“ sagte der Pfarrer, „ich glaube, wir machen das besser. Andrew, spann das Pferd an und du kannst sie nach Hause bringen.“

„Aber nicht allein, keinesfalls,“ sagte Andrew bei sich.

„Und,“ fuhr der Pfarrer fort, „laßt euch dies eine Lehre sein . . . “ Er sprach weiter und die Kinder hörten unglücklich zu. Aber der Wildhüter hörte nicht zu. Er schaute auf den bedauernswerten Cyril. Er kannte sich natürlich mit Wilddieben aus; deshalb wußte er, wie Leute aussehen, wenn sie etwas verstecken. Der Pfarrer war gerade zu dem Teil über das Heranwachsen zum Segen und nicht zur Sorge und Schande der Eltern gelangt, als der Wildhüter plötzlich sagte:

„Fragen Sie ihn, was er da unter seiner Jacke hat,“ und Cyril wußte, daß es mit der Verheimlichung ein Ende hatte. So stand er auf, straffte die Schultern und versuchte nobel auszusehen wie die Jungen in Büchern, denen niemand ins Gesicht sehen und daran zweifeln kann, daß sie aus tapferen und noblen Familien stammen und treu bis in den Tod sind, und er zog die Sodawasser-Siphonflasche hervor und sagte:

„Hier, bitte sehr.“

Es herrschte Schweigen. Cyril fuhr fort – es blieb ihm nichts anderes übrig:

„Ja, die haben wir aus Ihrer Speisekammer genommen und etwas Huhn und Zunge und Brot. Wir waren sehr hungrig und wir haben weder den Vanillepudding noch die Marmelade genommen. Wir nahmen nur Brot und Fleisch und Wasser – wir konnten nichts dafür, daß es Sodawasser war – nur die Lebensnotwendigkeiten, und wir haben auch die Halbe Krone hinterlassen, um dafür zu bezahlen, und wir haben einen Brief geschrieben. Und es tut uns sehr leid. Und mein Vater wird eine Strafe bezahlen oder was Sie wollen, aber schicken Sie uns nicht ins Gefängnis. Mutter würde sich so ärgern. Sie wissen ja, was Sie darüber gesagt haben, keine Schande zu sein. Nun, tun Sie uns das nicht an – das ist alles! Es tut uns so leid, wie es uns möglich ist. So!“

„Wie seid ihr denn nur zum Speisekammerfenster hinaufgekommen?“ sagte Mrs. Pfarrer.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ erwiderte Cyril fest.

„Ist das die ganze Wahrheit, die ihr mir erzählt?“ fragte der Pfarrer.

„Nein,“ sagte plötzlich Jane; „es ist alles wahr, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Die können wir Ihnen nicht erzählen. Es hat keine Zweck zu fragen. Ach, vergeben Sie uns und bringen Sie uns nach Hause!“ Sie lief zur Pfarrersfrau und warf die Arme um sie. Die Pfarrersfrau legte die Arme um Jane und der Wildhüter flüsterte hinter vorgehaltener Hand zum Pfarrer:

„Sie sind schon in Ordnung, Sir – ich vermute, daß sie einem Kumpel beistehen. Jemand hat sie dazu verleitet und sie wollen nicht petzen. Mutige kleine Kinder.“

„Sagt mir,“ sagte der Pfarrer freundlich, „beschützt ihr jemanden? Hat noch jemand etwas hiermit zu tun?“

„Ja,“ sagte Anthea, „aber es war nicht seine Schuld.“

„Na schön, meine Lieben,“ sagte der Pfarrer, „dann wollen wir nicht mehr davon sprechen. Sagt uns nur noch, weshalb ihr solch einen seltsamen Brief geschrieben habt.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Cyril. „Sehen Sie, Anthea hat in solcher Hast geschrieben und es schien da wirklich kein Diebstahl zu sein, Aber später, als wir fanden, daß wir nicht vom Kirchturm herunter konnten, schien es genau das zu sein. Es tut uns allen sehr leid –“

„Kein Wort mehr davon,“ sagte die Frau des Pfarrers, „aber das nächste Mal denkt einfach nach, ehe ihr die Zungen anderer Leute wegnehmt. Und jetzt – etwas Kuchen und Milch, bevor ihr nach Hause geht?“

Als Andrew kam, um zu sagen, daß das Pferd angespannt war und ob von ihm erwartet wurde, allein in die Falle geführt zu werden, die er von Anfang an klar erkannt hatte, fand er die Kinder Kuchen essen und Milch trinken und über die Scherze des Pfarrers lachen. Jane saß auf dem Schoß der Pfarrersfrau.

Da könnt ihr sehen, daß sie besser davongekommen waren, als sie es verdienten.

Der Wildhüter, der der Cousin der Köchin war, bat darum, mit den Kindern nach Hause zu fahren, und Andrew war nur zu froh, jemanden dabeizuhaben, der ihn vor der Falle beschützte, derer er so sicher war.

Als die Wagonette ihr Haus erreichte, zwischen der Kalkgrube und der Kiesgrube, waren die Kinder sehr müde, aber sie hatten das Gefühl, daß sie und der Wildhüter Freunde fürs Leben waren.

Andrew lud wortlos die Kinder vor dem eisernen Tor aus.

„Du kommst schon allein nach Hause,“ sagte der Cousin der Pfarrhausköchin, der ein Wildhüter war. „Ich gehe auf Schusters Rappen heim.“

So mußte Andrew allein zurückfahren, was ihm überhaupt nicht gefiel, und der Wildhüter, der der Cousin der Pfarrhausköchin war, ging mit den Kindern zur Tür, und als sie von einem Wirbelwind von Vorwürfen ins Bett gefegt worden waren, blieb er da, um Martha und der Köchin und dem Hausmädchen genau zu erklären, was geschehen war. Er erklärte es so gut, daß Martha am nächsten Morgen recht liebenswürdig war.

Später kam er oft vorbei, um Martha zu besuchen, und schließlich – aber das ist eine andere Geschichte, wie der liebe Mr. Kipling sagt.

Martha war verpflichtet, dabei zu bleiben, was sie am Abend zuvor gesagt hatte, nämlich die Kinder am nächsten Tag zur Strafe nicht aus dem Haus zu lassen. Sie war damit aber nicht allzu streng und erlaubte Robert, für eine halbe Stunde hinauszugehen, um etwas zu besorgen, das er unbedingt brauchte.

Das war natürlich der Wunsch des Tages.

Robert eilte zur Kiesgrube, fand das Psammead und wünschte gleich –

Aber auch das ist eine andere Geschichte.

6 Eine Burg und kein Essen

Die anderen sollten zur Strafe für die Mißgeschicke des Vortags drinnen bleiben. Natürlich dachte Martha, daß es Ungezogenheit war und kein Mißgeschick – deshalb darf man es ihr nicht vorwerfen. Sie dachte nur, daß sie ihre Pflicht tat. Ihr wißt, daß Erwachsene oft sagen, ihnen gefalle es nicht, euch zu bestrafen, und daß sie es zu eurem Besten täten und daß es ihnen so weh tue wie euch – und das ist wirklich sehr oft die Wahrheit. Martha haßte es, die Kinder bestrafen zu müssen, gewiß ebenso sehr wie sie es haßten, bestraft zu werden. Zum einen wußte sie, was für ein Lärm den ganzen Tag im Haus herrschen würde. Und sie hatte andere Gründe.

„Ich muß schon sagen,“ erklärte sie der Köchin, „es scheint fast eine Schande zu sein, sie an diesem schönen Tag im Haus einzusperren, aber sie sind so waghalsig, daß sie eines Tages ohne Köpfe hereingeschneit kommen, wenn ich kein Machtwort spreche. Du backst ihnen für morgen einen Kuchen zum Tee, meine Liebe. Und wir nehmen uns den Kleinen, sobald wir mit der Arbeit ein bißchen vorangekommen sind. Dann können sie ordentlich mit den Betten herumtoben. Jetzt ist es fast zehn und noch keine Kaninchen gefangen!“

Das sagt man in Kent, wenn man meint „noch keine Arbeit erledigt“.

Also mußten alle im Haus bleiben, aber Robert wurde wie gesagt erlaubt, für eine halbe Stunde hinauszugehen und etwas zu besorgen, das sie alle wollten. Und das war natürlich der Wunsch des Tages.

Er hatte keine Schwierigkeiten, den Sandelf zu finden, denn der Tag war bereits so heiß, daß der Elf tatsächlich zum ersten Mal von sich aus hervorgekommen war und in einer Art Tümpel aus weichem Sand saß, sich streckte, den Bart säuberte und die Schneckenaugen kreisen ließ.

„Ha!“ sagte er, als sein linkes Auge Robert erblickte; „ich habe nach dir Ausschau gehalten. Wo sind die übrigen? Hoffentlich nicht mit den Flügeln zerschmettert worden?“

„Nein,“ sagte Robert, „aber durch die Flügel haben wir Scherereien bekommen, genauso wie durch alle Wünsche. Deshalb müssen die anderen zu Hause bleiben und ich bin nur für eine halbe Stunde hinausgelassen worden – um den Wunsch zu machen. Deshalb laß mich so schnell wünschen wie ich kann.“

„Wünsch drauf los,“ sagte das Psammead und suhlte sich im Loch. Aber Robert konnte nicht draufloswünschen. Er hatte alles vergessen, das er sich überlegt hatte, und in seinen Kopf kam nichts außer Kleinigkeiten für ihn selbst wie Sahnebonbons, ein Album mit ausländischen Briefmarken oder ein Taschenmesser mit drei Klingen und einem Korkenzieher. Er setzte sich hin, um besser nachdenken zu können, aber es war vergebens. Ihm fielen nur Dinge ein, aus denen sich die anderen nichts machten – etwa ein Fußball oder ein Paar Beinschützer oder fähig zu sein, Simpkins den Jüngeren gründlich zu verdreschen, wenn er wieder zur Schule ging.

„Nun,“ sagte schließlich das Psammead, „du beeilst dich besser mit deinem Wunsch. Die Zeit fliegt dahin.“

„Ich weiß,“ sagte Robert. „*Mir* fällt nicht ein, was ich wünschen soll. Ich wünschte, du könntest einem andern seinen Wunsch erfüllen, ohne daß er oder sie herkommen muß, um darum zu bitten. Ach, *nicht doch!*“

Aber es war zu spät. Das Psammead hatte sich zur ungefähr dreifachen Größe aufgeblasen, fiel jetzt wie eine angestochene Blase zusammen und lehnte sich mit einem tiefen Seufzer zurück an den Rand seines Sandtümpels, ganz erschöpft von der Anstrengung.

„So!“ sagte es mit schwacher Stimme; „es war ungeheuer schwer – aber ich hab's geschafft. Lauf nach Hause, sonst wünschen sie sich bestimmt etwas Dummes, bevor du dort bist.“

Das taten sie – ganz sicher; Robert spürte es und während er nach Hause rannte, war sein Vorstellungsvermögen stark mit der Art von Wünschen beschäftigt, die sie in seiner Abwesenheit gemacht hatten, wie er vielleicht feststellen mußte. Sie könnten Kaninchen wünschen oder weiße Mäuse oder Schokolade oder für morgen schönes Wetter oder womöglich – und das war am wahrscheinlichsten – hatte jemand gesagt: „Ich wünschte, daß Robert um Himmels willen schnell macht.“ Nun, er *machte* schnell und dann wären ihr Wunsch erfüllt und der Tag verschwendet. Dann versuchte er zu überlegen, was sie denn wünschen konnten – etwas, das im Haus Spaß machte. Dies war von Anfang an sein Problem gewesen. Drinnen machen so wenige Dinge Spaß, wenn draußen die Sonne scheint und man nicht hinausgehen darf, so sehr man es auch möchte.

Robert rannte, so schnell er konnte, und als er um die Ecke bog, die ihn in Sichtweite des Architektenalptrahms bringen sollte – die eisernen Ornamente oben auf dem Haus –, riß er die Augen so weit auf, daß er langsam gehen mußte, denn man kann mit weit aufgerissenen Augen nicht rennen. Dann blieb er plötzlich stehen, denn es war kein Haus zu sehen. Das Geländer des Vorgartens war auch verschwunden und wo das Haus gestanden hatte – Robert rieb sich die Augen und schaute wieder hin. Ja, die anderen *hatten* gewünscht – da gab es keinen Zweifel – und sie mußten gewünscht haben, daß sie in einer Burg lebten, denn dort stand die Burg düster und imposant und sehr hoch und breit, mit Zinnen und Spitzbogenfenstern und acht großen Türmen, und wo der Garten und die Obstbäume gewesen waren, gab es weiße Dinger, die wie Pilze gefleckt waren. Robert ging langsam weiter, und als er näher kam, sah er, daß dies Zelte waren und Männer in Rüstungen zwischen ihnen umherliefen – Scharen um Scharen.

„Ach du meine Güte!“ sagte Robert inbrünstig. „Sie *haben* es gemacht! Sie haben sich eine Burg gewünscht und sie wird belagert! Das sieht dem Sandelf ähnlich! Ich wünschte, wir hätten das gemeine Biest nie gefunden!“

An dem kleinen Fenster über dem großen Torbogen, auf der anderen Seite des Burggrabens, wo sich vor einer halben Stunde noch der Garten befunden hatte, winkte jemand mit etwas hell Aschefarbenem. Robert dachte, es sei eines von Cyrils Taschentüchern. Sie waren nicht mehr weiß gewesen seit dem Tag, an dem er die Flasche mit der „Kombinierten Färbe- und Fixierungslösung“ in die Schublade gekippt hatte, in der sie sich befanden. Robert winkte zurück und spürte sofort, das dies unklug gewesen war. Denn sein Signal war von der belagernden Streitmacht bemerkt worden und zwei Männer mit Stahlhauben kamen auf ihn zu. Ihre langen Beine steckten in hohen braunen Stiefeln und sie näherten sich ihm mit so großen Schritten, daß Robert an die Kürze seiner eigenen Beine dachte und nicht weglief. Er wußte, daß es nutzlos wäre, und er befürchtete, es könnte den Feind erzürnen.

Deshalb blieb er stehen – und die beiden Männer schienen mit ihm ganz zufrieden zu sein.

„Bei allen Heiligen,“ sagte einer, „wahrlich ein tapferer kleiner Schelm!“

Robert gefiel es, tapfer *genannt* zu werden, und irgendwie ließ es ihn sich tapfer *fühlen*. Über den „Schelm“ ging er hinweg. Es war die Art, wie die Leute in historischen Romanen für die Jugend sprachen, das wußte er, und es war offenbar nicht als Grobheit gemeint. Er hoffte nur, daß er verstehen konnte, was sie zu ihm sagten. Er hatte den Gesprächen in den historischen Romanen für die Jugend nicht immer ganz folgen können.

„Sein Gewand ist fremdartig,“ sagte der andere. „Wahrscheinlich ausländische Heimtücke.“

„Sag an, Bursche, was bringt dich hierher?“

Robert wußte, daß dies bedeutete: „Also, Junge, was führst du hier im Schilde, he?“ – deshalb sagte er:

„Mit Verlaub, ich möchte nach Hause.“

„Dann geh!“ sagte der Mann mit den längsten Stiefeln, „niemand hindert dich und nichts bewegt uns, dir zu folgen. Meiner Seel!“ fügte er mit warnendem Unterton hinzu, „mich deucht, er bringt Kunde zu den Belagerten.“

„Wo haust du, junger Knabe?“ fragte der Mann mit der größten Stahlhaube.

„Da drüben,“ sagte Robert, und kaum hatte er es gesagt, wußte er, daß er hätte „Dorten!“ sagen sollen.

„Ha – ist es so?“ erwiderten die längsten Stiefel. „Komm mit, Junge. Dies ist ein Fall für unseren Anführer.“

Und sogleich wurde Robert zu dem Anführer gezerrt – am widerstrebenden Ohr.



Der Anführer war das großartigste Wesen, das Robert jemals gesehen hatte. Er sah genau wie die Bilder aus, die Robert so oft in den historischen Romanen bewundert hatte. Er besaß eine Rüstung und einen Helm und ein Pferd und einen Helmbusch und Federn und einen Schild und eine Lanze und ein Schwert. Seine Rüstung und seine Waffen waren alle, dessen bin ich fast sicher, aus ganz verschiedenen Perioden. Der Schild war dreizehntes Jahrhundert, während das Schwert ein Modell war, das im Napoleonisch-Spanischen Krieg in Gebrauch war. Der Kürass stammte aus der Zeit Charles' I, und der Helm datierte aus dem Zweiten Kreuzzug. Das Wappen auf dem Schild war ganz herrschaftlich – drei rote rennende Löwen auf blauem Grund. Die Zelte waren das neueste Fabrikat und das ganze Erscheinungsbild von Lager, Heer und Anführer hätte manche schockiert. Aber Robert war stumm vor Bewunderung und alles kam ihm völlig korrekt vor, weil er nicht mehr von Heraldik oder Archäologie verstand als die begabten Maler, die gewöhnlich die Bilder in den historischen Romanen zeichnen. Die Szenerie war tatsächlich „genau wie ein Bild“. Er bewunderte alles so sehr, daß er sich tapferer denn je vorkam.

„Tritt herbei,“ sagte der großartige Anführer, als die Männer in Cromwellschen Stahlhauben ein paar leise, eifrige Worte gesprochen hatten. Und er nahm seinen Helm ab, weil er mit ihm nicht richtig sehen konnte. Er hatte ein freundliches Gesicht und langes, helles Haar. „Hab keine Angst, du sollst keine Versehrung erleiden,“ sagte er.

Darüber war Robert froh. Er fragte sich, was „Versehrung“ war und ob es scheußlicher war als der Sennatee, den er manchmal trinken mußte.

„Lege deine Geschichte ohne Besorgnis dar,“ sagte der Anführer freundlich. „Von wannen kommst du und was ist deine Intention?“

„Meine was?“ sagte Robert.

„Was suchst du zu verrichten? Was ist dein Auftrag, daß du hier allein zwischen diesen rauhen Kriegern herumwanderst? Armes Kind, deiner Mutter Herz sehnt sich gerade jetzt nach dir, könnte ich schwören.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Robert, „sie weiß nämlich nicht, daß ich außer Haus bin.“

Der Anführer wischte eine männliche Zähre weg, genau wie ein Anführer in einem historischen Roman es getan hätte, und sprach:

„Ängstige dich nicht, die Wahrheit zu sagen, mein Kind, du hast nichts zu befürchten von Wulfric de Talbot.“

Robert hatte das verrückte Gefühl, daß dieser großartige Anführer der Belagerer – selbst Teil einer Wunsch-erfüllung – fähig sei, besser als Martha oder die Zigeuner oder der Polizist in Rochester oder der Pfarrer von gestern die wahre Geschichte von den Wünschen und dem Psammead zu verstehen. Die einzige Schwierigkeit war, daß er wußte, ihm würden nie genug „fürwahr“ und „verflucht will ich sein, wenn“ und dergleichen einfallen, um seine Rede wie die eines Jungen in einem historischen Roman klingen zu lassen. Er begann jedoch recht kühn mit einem Satz direkt aus *Ralph de Courcy oder der Kreuzfahrerjunge*. Er sagte:

„Habt Dank für Eure Liebenswürdigkeit, guter Sir Ritter. Tatsache ist, es ist nämlich so – und ich hoffe, Ihr habt es nicht eilig, denn die Geschichte ist ziemlich langatmig. Vater und Mutter sind nicht da, und als wir unten in der Sandgrube spielten, haben wir ein Psammead gefunden.“

„Sei mir gnädig! Sammet?“ sagte der Ritter.

„Ja, eine Art – Elf oder Zauberer – ja, das ist es, ein Zauberer, und er sagte, wir könnten jeden Tag einen Wunsch erfüllt kriegen, und als erstes wünschten wir uns, schön zu sein.“

„Dein Wunsch wurde wohl kaum gewährt,“ murmelte einer der Soldaten, wobei er Robert betrachtete, der fortfuhr, als hätte er nichts gehört, obwohl er die Bemerkung wirklich sehr unhöflich fand.

„Und dann wünschten wir uns Geld – einen Schatz, müßt Ihr wissen, aber wir konnten es nicht ausgeben. Und gestern wünschten wir uns Flügel und bekamen sie und hatten zuerst mordsmäßig tollen Spaß –“

„Deine Rede ist fremdartig und wunderlich,“ sagte Sir Wulfric de Talbot. „Wiederhole die Worte – was hattet ihr?“

„Mordsmäßig – ich meine mächtig – nein – wir waren mit unserem Los zufrieden – das meine ich – nur daß wir später in einer schrecklichen Klemme waren.“

„Was ist eine Klemme? Vielleicht ein Foltergerät?“

„Nein – kein Foltergerät. Aber ein – eine – eine enge Stelle.“

„Ein Verlies? Gott sei's um deine jungen angeketteten Glieder geklagt!“ sagte der Ritter mit freundlicher Sympathie.

„Es war kein Verlies. Wir – wir begegneten nur unverdientem Mißgeschick,“ erklärte Robert, „und heute werden wir bestraft, indem uns nicht erlaubt ist auszugehen. Da wohne ich,“ – er zeigte auf die Burg. „Die andern sind dort drin und dürfen nicht hinausgehen. Das ist alles die Schuld des Psammeads – ich meine des Zauberers. Ich wünschte, wir hätten ihn nicht zu Gesicht bekommen.“

„Hat er große Zauberkräfte?“

„Oh ja – er zaubert aus Leibeskräften. Na klar!“

„Und du meinst, es sind die magischen Sprüche des Zauberers, welchen du erzürnt hast, die den Belagerern Stärke verleihen,“ sagte der ritterliche Anführer, „doch wisse, daß Wulfric de Talbot keines Zauberers Hilfe bedarf, seine Mannen zum Siege zu führen.“

„Nein, ich bin sicher, daß Ihr sie nicht braucht,“ sagte Robert mit hastiger Zuvorkommenheit, „natürlich nicht – Ihr doch nicht. Gleichviel, zum Teil ist es seine Schuld, doch haben wir es uns selbst am meisten zuzuschreiben. Ihr hättet gar nichts machen können, wenn es nicht für uns wäre.“

„Was heißt das, kühner Knabe?“ fragte Sir Wulfric hochfahrend. „Deine Rede klingt dunkel und mangelt der Artigkeit. Entschlüsse mir dieses Rätsel!“

„Oh,“ sagte Robert verzweifelt, „natürlich wißt ihr das nicht, aber ihr seid überhaupt nicht *wirklich*. Ihr seid nur hier, weil die andern so idiotisch gewesen sein müssen, sich eine Burg zu wünschen – und wenn die Sonne untergeht, verschwindet ihr einfach und alles ist in Ordnung.“

Der Hauptmann und die Soldaten wechselten Blicke, zuerst mitleidig und dann strenger, als der Mann mit den längsten Stiefeln sagte: „Gebt acht, edler Herr; der Bengel täuscht nur Wahnsinn vor, um unserer Gewalt zu entkommen. Sollen wir ihn nicht binden?“

„Ich bin nicht wahnsinniger als ihr,“ sagte Robert wütend, „vielleicht noch weniger – ich war nur ein Blödmann zu denken, ihr würdet etwas kapieren. Laßt mich gehen – ich habe euch nichts getan.“

„Wohin?“ fragte der Ritter, der die ganze Zaubergeschichte geglaubt zu haben schien, bis sie zu seinem Anteil daran kam. „Wohin willst du dich begeben?“

„Natürlich nach Hause.“ Robert zeigte auf die Burg.

„Um Kunde von Entsatz zu bringen? Mitnichten!“

„Na gut,“ sagte Robert, dem eine plötzliche Idee kam, „dann laßt mich woanders hingehen.“ Sein Gehirn suchte suchte eifrig unter seinen Erinnerungen an historische Romane.

„Sir Wulfric de Talbot,“ sagte er langsam, „würde es als schändlich verachten, einen – einen Burschen festzuhalten – ich meinen einen, der ihm nichts getan hat –, wenn er ruhig verduften – ich meine, sich gewaltlos entfernen möchte.“

„Dies mir ins Angesicht! Der Teufel soll dich Buben holen!“ erwiderte Sir Wulfric. Aber der Appell schien seine Wirkung zu tun. „Doch du sprichst wahr,“ fügte er nachdenklich hinzu. „Geh, wohin du willst,“ fuhr er großmütig fort, „du bist frei. Wulfric de Talbot bekriegt keine kleinen Kinder, und Jakin hier soll dir das Geleit geben.“

„In Ordnung,“ sagte Robert erleichtert. „Ich glaube, Jakin wird seinen Spaß haben. Komm. Jakin. Sir Wulfric – ich grüße Euch.“

Er salutierte auf die moderne militärische Weise und rannte zur Sandgrube; Jakins lange Stiefel hielten leicht Schritt.

Er fand den Elf. Er grub ihn aus, er weckte ihn auf, er flehte ihn an, ihm noch einen Wunsch zu erfüllen.



„Ich habe heute schon zwei gewährt,“ grummelte der Elf, „und einer war ein hartes Stück Arbeit, wie ich es noch nie hatte.“

„Ach tu's doch, bitte, bitte, bitte!“ sagte Robert, während Jakin entsetzt und mit offenem Mund auf das seltsame Biest glotzte, das sprach und ihn mit seinen Schneckenaugen anstarrte.

„Also was soll es sein?“ schnappte das Psammead verärgert und schläfrig.

„Ich wünsche, daß ich bei den andern bin,“ sagte Robert. Und das Psammead begann anzuschwellen. Robert dachte gar nicht daran, die Burg und die Belagerung wegzuwünschen. Natürlich wußte er, daß alles von einem Wunsch gekommen war, aber Schwerter und Dolche und Piken und Lanzen schienen viel zu real zu sein, als daß man sie wegwünschen konnte. Für einen Moment verlor Robert das Bewußtsein. Als er die Augen öffnete, drängten sich die anderen um ihn.

„Wir haben dich gar nicht hereinkommen hören,“ sagte sie. „Wie riesig toll von dir, von ihm zu wünschen, daß es uns einen Wunsch erfüllt!“

„Natürlich haben wir kapiert, daß es das war, was du gemacht hast.“

„Aber du hättest es uns sagen sollen. Angenommen, wir hätten etwas Dämliches gewünscht.“

„Dämliches?“ sagte Robert wirklich sehr verärgert. „Wie viel dämlicher konntet ihr noch sein, möchte ich wissen? Ihr hättet mich beinahe fertiggemacht, kann ich euch sagen.“

Dann erzählte er seine Geschichte und die anderen räumten ein, daß es gewiß schlimm für ihn gewesen war. Aber sie priesen seinen Mut und seine Gewitztheit so sehr, daß er bald seine gute Laune wiederhatte und sich tapferer denn je fühlte und einwilligte, der Anführer der belagerten Truppe zu sein.

„Wir haben noch nichts gemacht,“ sagte Anthea ruhig, „wir haben auf dich gewartet. Wir wollen auf sie durch die kleinen Schießscharten mit dem Bogen und den Pfeilen schießen, die der Onkel dir geschenkt hat, und du sollst den ersten Schuß haben.“

„Ich denke nicht, daß ich das mache,“ sagte Robert vorsichtig, „ihr wißt gar nicht, was sie von nahem sind. Sie haben *richtige* Bogen und Pfeile – von kolossaler Länge – und Schwerter und Piken und Dolche und alle Arten spitzer Dinge. Sie sind alle ganz, ganz echt. Es ist nicht bloß ein – ein Bild oder eine Vision oder sowas; sie können uns verletzen – oder sogar töten, sollte mich nicht wundern. Mein Ohr tut immer noch weh. Hört mal – habt ihr die Burg erkundet? Weil ich glaube, daß wir sie besser in Ruhe lassen, solange sie uns in Ruhe lassen. Ich habe diesen Jakin sagen hören, daß sie erst kurz vor Sonnenuntergang angreifen werden. Wir können uns auf den Angriff vorbereiten. Gibt es Soldaten in der Burg, um sie zu verteidigen?“

„Wissen wir nicht,“ sagte Cyril. „Nämlich gleich nachdem ich gewünscht hatte, daß wir in einer belagerten Burg sind, schien alles drunter und drüber zu gehen, und als das vorbei war, schauten wir aus dem Fenster und sahen das Lager und Zeugs und dich – und natürlich haben wir weiter auf alles geschaut. Ist dieser Raum nicht toll? Er ist so echt wie nur was!“

Das war er. Er war rechtwinklig, mit meterdicken Steinwänden und großen Deckenbalken. Eine niedrige Tür in der Ecke führte auf eine Treppe nach oben und unten. Die Kinder gingen nach unten; sie fanden sich in einem großen gewölbten Torhaus wieder – das enorme Tor war geschlossen und verriegelt. In einem kleinen

Zimmer am Fuß des runden Eckturms, in dem sich die Treppe hochwand, gab es ein Fenster, das größer als die anderen war, und als sie dort hinausschauten, sahen sie, daß die Zugbrücke hochgezogen und das Fallgitter herabgelassen waren; der Graben sah breit und tief aus. Gegenüber dem großen Tor, das auf den Graben führte, befand sich ein zweites großes Tor mit einer kleinen Tür darin. Dort gingen die Kinder hindurch und kamen auf einen großen gepflasterten Hof, um den die gewaltigen grauen Mauern der Burg düster und schwer aufragten.

Mitten auf dem Hof stand Martha und bewegte in der Luft die rechte Hand vor und zurück. Die Köchin bückte sich und bewegte die Hände, auch auf sehr seltsame Weise. Aber das Merkwürdigste und zugleich Schrecklichste war das Lamm, das auf nichts saß, ungefähr einen Meter über dem Boden, und fröhlich lachte. Die Kinder rannten zu ihm. Gerade als Anthea die Arme ausstreckte, um ihn zu greifen, sagte Martha ärgerlich: „Laß ihn doch in Ruhe, Miss, wo er gerade brav ist.“

„Aber was *macht* er denn?“ sagte Anthea.

„Macht? Na, sitzt ganz brav auf seinem Kinderstuhl, der Schatz, und sieht mir beim Bügeln zu. Schert euch raus – mein Bügeleisen ist wieder kalt.“

Sie ging zur Köchin und schien mit einem unsichtbaren Schürhaken in einem unsichtbaren Feuer zu stochern – die Köchin schien eine unsichtbare Schüssel in einen unsichtbaren Ofen zu schieben.

„Macht doch, daß ihr wegkommt,“ sagte sie, „ich bin schon in Verzug. Ihr kriegt kein Essen, wenn ihr mir so im Weg steht. Los, fort mit euch, sonst gibt’s was mit dem Spüllappen.“

„Sind Sie *sicher*, daß mit dem Lamm alles in Ordnung ist?“ fragte Jane besorgt.

„Quicklebendig und in Ordnung, wenn ihr ihn nicht durcheinanderbringt. Ich dachte, ihr wärt ihn heute gern los, aber nehmt ihn in Gottes Namen mit, wenn ihr wollt.“

„Nein, nein,“ sagten sie und eilten davon. Sie würden in Kürze die Burg verteidigen müssen und das Lamm war, selbst wenn es in einer unsichtbaren Küche mitten in der Luft hing, dort sicherer als in der Wachstube einer belagerten Burg. Sie gingen durch die erste Tür, zu der sie kamen, und setzten sich hilflos auf eine hölzerne Bank, die sich durch den Raum erstreckte.

„Wie schrecklich!“ sagten Anthea und Jane gleichzeitig und Jane fügte hinzu: „Ich komme mir vor wie in einem Irrenhaus!“

„Was bedeutet das nur?“ sagte Anthea. „Es ist gruselig; mir gefällt es nicht. Ich wünschte, wir hätten uns etwas Einfaches gewünscht – ein Schaukelpferd oder einen Esel oder sowas.“

„Es hat keinen Zweck, *jetzt* etwas zu wünschen,“ sagte Robert bitter und Cyril sagte:

„Seid einen Moment still, ich will nachdenken.“

Er begrub das Gesicht in den Händen und die anderen schauten sich um. Sie befanden sich in einem langen Raum mit gewölbter Decke. Längs des Raums standen hölzerne Tische und am Ende stand ein Tisch quer auf einer Art erhöhtem Podest. Der Raum war sehr schummrig und dunkel. Der Fußboden war mit trockenen, stockähnlichen Gegenständen bestreut, die nicht gut rochen.

Plötzlich setzte sich Cyril auf und sagte:

„Paßt auf – es stimmt alles. Ich glaube, es ist so. Ihr wißt, daß wir gewünscht haben, die Dienstboten sollten es nicht merken, wenn wir Wünsche erfüllt kriegen. Und mit dem Lamm geschieht nichts, wenn wir es nicht extra wünschen. Also sehen sie natürlich die Burg oder sonst was nicht. Aber die Burg steht auf derselben Stelle, wo unser Haus war – ist, meine ich –, und die Dienstboten müssen weiter im Haus sein, sonst würden sie etwas bemerken. Aber man kann nicht eine Burg mit unserm Haus vermischen – und deshalb können wir das Haus nicht sehen, weil wir die Burg sehen, und sie können die Burg nicht sehen, weil sie weiter das Haus sehen, und deshalb –“

„Oh, bitte *nicht!*“ sagte Jane, „du machst meinen Kopf ganz schwindlig wie auf einem Karussell. Es spielt keine Rolle! Ich hoffe nur, daß wir unser Essen sehen können, das ist alles – denn wenn es unsichtbar ist, wird es auch unspürbar sein und dann können wir es nicht essen! Ich *weiß*, daß es so ist, weil ich versucht habe, den Stuhl des Lamms zu fühlen, und da war überhaupt nichts unter ihm als Luft. Und Luft können wir nicht essen, und mir ist, als hätte ich seit Jahren kein Frühstück gehabt.“

„Es hat keinen Zweck, darüber nachzudenken,“ sagte Anthea. „Erkunden wir weiter. Vielleicht finden wir etwas zu essen.“

Dies weckte in jeder Brust Hoffnung und sie erkundeten weiter die Burg. Aber obwohl sie die perfektste und herrlichste Burg war, die man sich vorstellen kann, und völlig komplett und schön ausgestattet, fanden sie weder Lebensmittel noch Soldaten.

„Wenn du beim Wünschen nur daran gedacht hättest, in einer gründlich verproviantierten und garnisonierten Burg belagert zu werden!“ sagte Jane vorwurfsvoll.

„Man kann nicht an alles denken, wie du weißt,“ sagte Anthea. „Ich glaube, es muß jetzt fast Essenszeit sein.“

Das war es nicht, aber sie lungerten herum, wobei sie die seltsamen Bewegungen des Personals in der Mitte des Hofes beobachteten, weil sie natürlich nicht sicher sein konnten, wo sich das Eßzimmer des unsichtbaren Hauses befand. Bald sahen sie Martha ein unsichtbares Tablett über den Hof tragen, denn es schien, daß durch einen glücklichen Zufall das Eßzimmer und der Bankettsaal der Burg an derselben Stelle lagen. Aber ach, wie sanken ihre Herzen, als sie sahen, daß das Tablett unsichtbar war!

Sie warteten in miserabler Stille, während Martha die Pantomime machte, eine unsichtbare Hammelkeule aufzuschneiden und unsichtbares Gemüse und unsichtbare Kartoffeln mit einem Löffel aufzutun, den niemand sehen konnte. Als sie den Raum verlassen hatte, schauten die Kinder auf den leeren Tisch und dann einander an.

„Das ist schlimmer als alles andere,“ sagte Robert, der bis jetzt nicht besonders scharf auf Essen gewesen war.

„Ich bin nicht so besonders hungrig,“ sagte Anthea, die wie gewöhnlich versuchte, das Beste aus der Situation zu machen.

Cyril schnallte demonstrativ seinen Gürtel enger. Jane brach in Tränen aus.

7 Belagerung und Bett

Die Kinder saßen in dem düsteren Bankettsaal am Ende eines der langen, kahlen, hölzernen Tische. Jetzt gab es keine Hoffnung mehr. Martha hatte das Essen gebracht, und das Essen war unsichtbar und auch unfühlbar, denn wenn sie mit den Händen über den Tisch rieben, merkten sie nur zu gut, daß dort für sie außer Tisch nichts war.

Plötzlich suchte Cyril in seiner Tasche.

„Richtig, *hmm!*“ rief er. „Seht mal! Kekse.“

Ziemlich zerbrochen und zerkrümelt, gewiß, aber immer noch Kekse. Drei ganze und eine reichliche Handvoll Krümel und Bruchstücke.

„Ich habe sie heute morgen gekriegt – Köchin – und ganz vergessen,“ erklärte er, während er sie mit gewissenhafter Fairness in vier Häuflein teilte.

Sie wurden mit glücklichem Schweigen gegessen, obwohl sie ein bißchen seltsam schmeckten, denn sie hatten den ganzen Morgen in Cyrils Tasche zusammen mit einem Strang geteerten Zwirns, ein paar grünen Tannenzapfen und einem Klumpen Schusterpech verbracht.

„Ja, aber hör mal, Squirrel,“ sagte Robert, „du kannst doch so klug die Unsichtbarkeit und das alles erklären. Wie kommt es, daß die Kekse hier sind und das ganze Brot und Fleisch und so weiter verschwunden sind?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Cyril nach einer Pause, „es sei denn, weil *wir* sie hatten. Bei uns hat sich nichts verändert. Alles in meiner Tasche ist in Ordnung.“

„Wenn wir also das Hammelfleisch *hätten*, wäre es real,“ sagte Robert. „Ach, wie ich wünsche, wir könnten es finden!“

„Wir können es aber nicht finden. Ich vermute, daß wir es erst haben, wenn wir es in den Mund kriegen.“

„Oder in unseren Taschen,“ sagte Jane, die an die Kekse dachte.

„Wer steckt denn Hammelfleisch in die Tasche, Gänschen?“ sagte Cyril. „Aber ich weiß jetzt – jedenfalls versuch ich es!“

Er beugte sich über den Tisch mit dem Gesicht ganz knapp über der Platte und machte den Mund auf und zu, als bisse er Stücke aus der Luft.

„Das hat keinen Zweck,“ sagte Robert in tiefer Trübsal. „Du wirst nur – holla!“

Cyril richtete sich mit triumphierendem Grinsen auf und hielt ein eckiges Stück Brot im Mund. Es war ganz wirklich. Jeder sah es. Es stimmt, daß der Rest verschwand, sobald Cyril ein Stück abgebissen hatte, aber das ging in Ordnung, weil er wußte, daß er es in der Hand hielt, obwohl er es weder sehen noch spüren konnte. Er biß ein weiteres Stück Luft zwischen seinen Fingern ab und es wurde dabei zu Brot. Im nächsten Moment folgten alle seinem Beispiel und machten knapp über dem kahl aussehenden Tisch die Münder auf und zu. Robert erwischte eine Scheibe Hammel und – aber ich denke, ich ziehe einen Schleier über den Rest der peinlichen Szene. Es genügt zu sagen, daß alle genug Hammel bekamen und daß Martha, als sie kam, um die Teller zu wechseln, sagte, sie habe noch nie in ihrem Leben solche Sauerei gesehen.

Der Nachtsch war zum Glück ein schlichter Talgstrudel, und auf Marthas Fragen antworteten die Kinder einmütig, daß sie *keinen* Sirup dazu haben wollten – auch keine Marmelade oder Zucker – „ohne alles, bitte“, sagten sie. Martha sagte: „Sowas aber auch – was wohl als nächstes kommt!“ und ging.

Dann folgte eine weitere Szene, auf die ich nicht näher eingehen will, denn niemand sieht schön aus, wenn er Teigstrudelscheiben wie ein Hund mit dem Mund vom Tisch nimmt.

Immerhin war es großartig, daß sie zu essen bekommen hatten, und jetzt verspürte jeder mehr Mut, sich auf den Angriff vorzubereiten, der vor Sonnenuntergang erfolgen sollte. Robert als Anführer bestand darauf, hoch auf einen Turm zu steigen, um zu rekognoszieren, also stiegen alle hoch. Und jetzt konnten sie die ganze Umgebung der Burg sehen und auch, daß jenseits des Burggrabens auf allen Seiten die Zelte der Belagerer aufgeschlagen waren. Den Kindern liefen ziemlich unangenehme Schauer über den Rücken, als sie sahen, daß alle Männer damit beschäftigt waren, ihre Waffen zu reinigen oder zu schärfen, ihre Bogen mit Sehnen zu bespannen und ihre Schilde zu polieren. Eine große Gruppe kam die Straße mit Pferden entlang, die einen mächtigen Baumstamm zogen, und Cyril wurde ganz bleich, weil er wußte, daß der Stamm als Rammbock dienen sollte.

„Wie gut, daß wir einen Graben haben,“ sagte er, „und wie gut, daß die Zugbrücke oben ist – ich hätte nie gewußt, wie man sie bedient.“

„Natürlich ist sie in einer belagerten Burg oben.“

„Man sollte meinen, daß es Soldaten in ihr gibt, nicht wahr?“ sagte Robert.

„Du weißt ja nicht, wie lange sie schon belagert wird,“ sagte Cyril finster; „vielleicht wurden die meisten der tapferen Verteidiger recht früh bei der Belagerung getötet und der ganze Proviant aufgegessen, und jetzt gibt es nur ein paar unerschütterliche Überlebende – und das sind wir und wir verteidigen die Burg auf Leben und Tod.“

„Wie fängt man das an – verteidigen auf Leben und Tod, meine ich?“ fragte Anthea.

„Wir sollten schwer bewaffnet sein – und dann, wenn sie angreifen, auf sie schießen.“

„Man hat kochendes Blei auf die Belagerer gegossen, wenn sie zu nahe kamen,“ sagte Anthea. „Vater hat mir im Bodiam Castle die Löcher gezeigt, durch die es gegossen wurde. Und es gibt hier solche Löcher im Wachturm.“

„Ich glaube, ich bin froh, daß es nur ein Spiel ist; es *ist* nur ein Spiel, stimmt's?“ sagte Jane.

Aber niemand antwortete.

Die Kinder fanden in der Burg eine Menge seltsamer Waffen, und wenn sie überhaupt bewaffnet sein sollten, war es bald klar, daß sie, wie Cyril sagte, „schwer bewaffnet“ wären – denn diese Schwerter und Lanzen und Armbrüste waren selbst für Cyrils männliche Kraft zu schwer. Und was die Langbogen betraf, so konnte keines der Kinder sie auch nur ansatzweise spannen. Die Dolche waren besser, aber Jane hoffte, die Belagerer kämen nicht so nahe, daß Dolche von irgendeinem Nutzen waren.

„Macht nichts, wir können sie wie Speere werfen,“ sagte Cyril, „oder sie den Leuten auf den Kopf fallen lassen. Hört mal – da gibt’s eine Menge Steine auf der anderen Seite des Hofs. Wie wär’s, welche hochzuholen? Um sie ihnen einfach auf die Köpfe fallen zu lassen, wenn sie versuchen sollten, über den Graben zu schwimmen.“

So wuchsen schnell in dem Raum über dem Tor ein Haufen Steine und daneben ein weiterer Haufen, ein glänzender, spitzestarrer, gefährlich aussehender Haufen von Dolchen und Messern.

Als Anthea den Hof überquerte, um weitere Steine zu holen, kam ihr plötzlich eine wertvolle Idee. Sie ging zu Martha und sagte: „Können wir bloß Kekse zum Tee haben? Wir wollen belagerte Burg spielen und möchten die Kekse als Proviant für die Garnison. Steck mir meine bitte in die Tasche, meine Hände sind so schmutzig. Und ich sage den andern, daß sie ihre holen sollen.“

Das war nun wirklich eine glückliche Idee, denn mit vier großzügigen Handvoll Luft, die zu Keksen wurden, als Martha sie ihnen in die Taschen stopfte, war die Garnison jetzt bis Sonnenuntergang gut versorgt.

Sie holten ein paar Gefäße mit kaltem Wasser nach oben, um es an Stelle von Blei auf die Belagerer zu gießen, denn mit Blei schien die Burg nicht versehen zu sein.

Der Nachmittag verstrich mit wundervoller Schnelligkeit. Es war sehr aufregend, aber niemand außer Robert hatte die ganze Zeit das Gefühl, daß dies wirklich eine lebensgefährliche Tätigkeit war. Für die anderen, die das Lager und die Belagerer nur aus der Ferne gesehen hatten, schien die ganze Sache halb wie ein Spiel von So-tun-als-ob und halb ein großartig klarer und völlig ungefährlicher Traum. Aber dieses Gefühl hatte Robert nur bisweilen.

Als es Teezeit zu sein schien, wurden die Kekse gegessen und Wasser aus dem tiefen Brunnen im Hof aus Hörnern getrunken. Cyril bestand darauf, acht Kekse beiseitezulegen, falls sich jemand im Stress des Kampfes schwach fühlen sollte.

Gerade als er die Reservekekse in eine Art kleinen steinernen Schrank ohne Tür legen wollte, ließ er drei Kekse fallen, weil plötzlich Lärm erscholl. Es war der laute, wilde Ruf einer Trompete.

„Ihr seht, daß es echt *ist*,“ sagte Robert, „und jetzt greifen sie an.“

Alle stürzten an die schmalen Fenster.

„Ja,“ sagte Robert, „sie kommen alle aus ihren Zelten und wimmeln wie Ameisen herum. Da tanzt dieser Jakin lang, wo die Brücke anlegt. Ich wünschte, er könnte mich sehen, wie ich ihm die Zunge herausstrecke! Bäh!“

Die anderen waren viel zu bleich, um zu wünschen, irgend jemandem die Zungen herauszustrecken. Sie schauten Robert mit überraschtem Respekt an. Anthea sagte:

„Du *bist* aber wirklich mutig, Robert.“

„Blödsinn!“ Cyrils Blässe wurde jetzt sogleich zur Röte. „Er hat sich den ganzen Nachmittag darauf vorbereitet, mutig zu sein. Und ich war noch nicht soweit, das ist alles. Ich werde in Nullkommanichts mutiger sein als er.“

„Du meine Güte!“ sagte Jane, „was spielt es für eine Rolle, wer von euch der Mutigste ist? Ich denke, daß Cyril ein kompletter Blödmann war, diese Burg zu wünschen, und ich möchte nicht spielen.“

„Es *ist* kein –“ begann Robert streng, aber Anthea unterbrach:

„Oh doch, du möchtest,“ sagte sie schmeichelnd, „es ist ein sehr hübsches Spiel, wirklich, weil sie unmöglich hereinkommen können, und wenn doch, werden die Frauen und Kinder von den zivilisierten Armeen immer verschont.“

„Aber bist du ganz, ganz sicher, daß sie zivilisiert sind?“ fragte Jane schwer atmend. „Sie scheinen von so lange her zu sein.“

„Natürlich sind sie das.“ Anthea zeigte heiter durch das schmale Fenster. „Schau doch nur auf die kleinen Wimpel an ihren Lanzen, wie knallig sie sind – und wie schön der Anführer aussieht! Sieh mal – das ist er – stimmt's, Robert? – auf dem grauen Pferd.“

Jane war schließlich bereit zu schauen und die Szenerie war fast zu hübsch, um bedrohlich zu wirken. Der grüne Rasen, die weißen Zelte, das Blitzen der bewimpelten Lanzen, der Glanz der Rüstungen und die leuchtenden Farben der Schärpen und Waffenröcke – es war genau wie ein prächtiges, farbiges Bild. Die Trompeten schmetterten, und als die Trompeter Atem schöpften, konnten die Kinder das Klirren von Rüstungen und das Gemurmel von Stimmen hören.

Ein Trompeter kam zum Rand des Grabens, der jetzt viel schmaler als zuvor erschien, und blies den längsten und lautesten Ton, den sie bisher gehört hatten. Als der schmetternde Ton verklungen war, rief ein Begleiter des Trompeters:

„Heda, dort drinnen!“ und seine Stimme drang deutlich bis zur Garnison im Torhaus.

„Hallo dort!“ brüllte Robert sofort zurück.

„Im Namen unseres Herrn des Königs und unseres guten Lords und getreuen Führers Sir Wulfric de Talbot fordern wir diese Burg auf, sich zu ergeben – bei Strafe von Feuer und Schwert und keinem Pardon. Ergebt ihr euch?“

„Nein,“ schrie Robert, „natürlich nicht! Niemals, *niemals*, NIEMALS!“

Der Mann rief zurück:

„Dann soll euer Verhängnis über euch kommen.“

„Ruft hurra,“ sagte Robert mit grimmigem Flüstern. „Ruft hurra, um zu zeigen, daß wir keine Angst haben, und rasselt mit den Dolchen, um mehr Krach zu machen. Eins, zwei, drei! Hip hip hurra! Noch mal – hip hip hurra! Noch mal – hip hip hurra!“ Die Rufe klangen ziemlich hoch und schwach, aber das Rasseln der Dolche verlieh den Kindern Kraft und Sicherheit.

Aus dem Lager jenseits des Grabens ertönte ein weiterer Ruf – und dann hatte die belagerte Festung das Gefühl, daß der Angriff tatsächlich begonnen hatte.

In dem Raum über dem großen Tor wurde es ziemlich dunkel und Jane schöpfte ein bißchen Mut, als sie daran dachte, daß der Sonnenuntergang jetzt nicht mehr weit sein *konnte*.

„Der Graben ist schrecklich schmal,“ sagte Anthea.

„Aber sie können nicht in die Burg, selbst wenn sie herüberschwimmen,“ sagte Robert. Während er sprach, hörte er Schritte draußen auf der Treppe – schwere Schritte und das Klirren von Stahl. Für einen Moment hielt jeder den Atem an. Der Stahl und die Schritte gingen die Treppe hoch. Dann sprang Robert leise zur Tür. Er zog die Schuhe aus.

„Wartet hier,“ flüsterte er und stahl sich schnell und leise hinter die Stiefel und das Sporengeklirr. Er linste in den oberen Raum. Dort war der Mann – und es war Jakin, tiefend vom Grabenwasser, und er fummelte an der Maschinerie, von der Robert sicher war, daß sie die Zugbrücke betrieb. Robert knallte plötzlich die Tür zu und drehte den großen Schlüssel im Schloß herum, gerade als Jakin innen zur Tür sprang. Dann stürmte er die Treppe hinunter und in das kleine Rondell am Fuß des Turms, wo sich das größte Fenster befand.

„Das hätten wir verteidigen sollen!“ rief er den anderen zu, als sie ihm folgten. Er kam gerade zur rechten Zeit. Ein weiterer Mann war herübergeschwommen und seine Finger waren auf dem Fenstersims. Robert wußte nicht, wie es dem Mann gelungen war, aus dem Wasser zu klettern. Aber er sah die klammernden Finger und schlug auf sie so hart er konnte mit einer Eisenstange, die er vom Fußboden aufgehoben hatte. Der Mann fiel mit einem Platsch ins Grabenwasser. Im nächsten Moment war Robert heraus aus dem kleinen Raum, hatte die Tür zugeschlagen, schob jetzt die enormen Riegel vor und forderte Cyril auf zu helfen.

Dann standen sie in dem gewölbten Torhaus, atmeten schwer und schauten einander an.

Janes Mund stand offen.

„Kopf hoch, Jenny,“ sagte Robert, „es dauert nicht mehr lange.“

Über ihnen ertönte ein Knarren und etwas rasselte und rüttelte. Der Boden, auf dem sie standen, schien zu beben. Dann teilte ihnen ein Krachen mit, daß die Zugbrücke heruntergelassen war.

„Das ist das Scheusal Jakin,“ sagte Robert. „Es gibt noch das Fallgitter; ich bin ziemlich sicher, daß es von weiter unten bedient wird.“

Und jetzt dröhnte und echote die Zugbrücke hohl von den Pferdehufen und Tritten bewaffneter Männer.

„Nach oben, schnell!“ rief Robert. „Wir werfen was auf sie.“

Selbst die Mädchen kamen sich jetzt fast mutig vor. Sie folgten Robert schnell und unter seiner Anleitung begannen sie, aus den langen, schmalen Fenstern Steine fallen zu lassen. Man hörte von unten verworrenen Lärm und manchmal Stöhnen.

„Oh je!“ sagte Anthea und legte den Stein wieder hin, den sie gerade hinauswerfen wollte. „Ich fürchte, wir haben jemanden verletzt!“

Robert nahm wütend den Stein auf.

„Ich hoffe, wir *haben* es!“ sagte er; „ich gäbe sonst was für einen mächtig prächtigen Kessel mit kochendem Blei. Wir uns ergeben, also wirklich!“

Jetzt erfolgten noch mehr Getrappel und eine Pause und dann der donnernde Schlag des Rammbocks. Und der kleine Raum war fast ganz dunkel.

„Wir haben standgehalten,“ rief Robert, „wir werden uns *nicht* ergeben! Die Sonne *muß* jede Minute untergehen. Da – unten quasseln sie wieder. Schade, daß keine Zeit ist, mehr Steine zu holen! Hier, gießt das Wasser auf sie. Es nützt natürlich nichts, aber sie werden es hassen.“

„Du liebe Zeit!“ sagte Jane, „meinst du nicht, daß wir uns besser ergeben?“

„Niemals!“ sagte Robert, „Wir können verhandeln, wenn du willst, aber wir werden nie kapitulieren. Oh, ich werde Soldat, wenn ich groß bin – ihr werdet schon sehen. Ich werde nicht Beamter werden, egal was alle sagen.“

„Laßt uns doch mit einem Taschentuch winken und um Verhandlungen bitten,“ bettelte Jane. „Ich glaube nicht, daß die Sonne heute abend jemals untergeht.“

„Gießt erst das Wasser auf sie – die brutalen Kerle!“ sagte der blutdürstige Robert.



So hielt Anthea den Krug über das nächstgelegene Bleiloch und goß. Sie hörten unten einen Platsch, aber niemand dort schien es gespürt zu haben. Und wieder donnerte der Rammbock gegen das große Tor. Anthea hörte auf zu gießen.

„Wie beknackt,“ sagte Robert, der flach auf dem Boden lag und mit einem Auge durch das Bleiloch schaute. „Natürlich gehen die Löcher direkt runter ins Torhaus – für den Fall, daß der Feind durch das Tor und das Fallgitter gelangt und alles verloren ist. Hier, gib mir den Krug.“ Er kroch zu dem dreieckigen Fenstersims in der Mitte der Mauer, nahm den Krug von Anthea und goß das Wasser aus der Schießscharte.

Als er zu gießen begann, hörten der Krach des Rammbocks, das Getrampel des Feindes und die Rufe „Ergebt euch!“ und „De Talbot für immer!“ plötzlich auf und gingen aus wie eine Kerze, die gelöscht wird; der kleine dunkle Raum schien herumzuwirbeln und sich auf den Kopf zu stellen und als die Kinder wieder zu sich kamen, waren sie wohlbehalten in dem großen vorderen Schlafzimmer ihres Hauses – des Hauses mit dem ornamentalen eisernen Albtraum auf dem Dach.

Sie drängten sich alle ans Fenster und schauten hinaus. Der Burggraben, die Zelte und die Belagerungsarmee waren fort – und da war der Garten mit seinem Gewirr von Dahlien, Ringelblumen, Astern und späten Rosen und die spitzen Eisengeländer und die stille weiße Straße.

Jeder holte tief Atem.

„Und das ist in Ordnung!“ sagte Robert. „Ich hab's euch gesagt! Und, sage ich, wir haben uns nicht ergeben, oder?“

„Seid ihr jetzt nicht froh, daß ich eine Burg gewünscht habe?“ fragte Cyril.

„Ich glaube, ich bin es *jetzt*,“ sagte Anthea langsam. „Aber ich würde sie nicht noch einmal wünschen, glaube ich, lieber Squirrel!“

„Ach, es war einfach herrlich!“ sagte Jane unerwartet; „ich habe mich kein bißchen gefürchtet!“

„Aber hör mal!“ fing Cyril an, doch Anthea unterbrach ihn.

„Paßt mal auf,“ sagte sie, „das ist mir gerade durch den Kopf gegangen. Das war der allererste Wunsch, durch den wir nicht eins aufs Dach bekommen haben. Und es hat nicht den allerkleinsten Krach deswegen gegeben. Unten kocht niemand über, wir sind gesund und munter, wir hatten einen herrlich tollen Tag – das heißt, nicht genau toll, aber ihr wißt, was ich meine. Und wir wissen jetzt, wie mutig Robert ist – und Cyril natürlich auch,“ fügte sie hastig hinzu, „und ebenso Jane. Und wir haben mit keinem Erwachsenen Krach gekommen.“

Die Tür wurde plötzlich und heftig aufgerissen.

„Ihr solltet euch schämen,“ sagte die Stimme Marthas, und sie konnten an der Stimme feststellen, daß sie wirklich sehr wütend war. „Ich glaube, ihr kommt nicht durch den Tag ohne irgendeinen groben Unfug! Man kann nicht vor der Tür einmal Luft schnappen, ohne daß ihr einem den Waschkrug über dem Kopf ausgießt! Ab ins Bett, alle miteinander, und versucht, morgen als bessere Kinder aufzustehen. Also – ich will es nicht zweimal sagen müssen. Wenn ich nicht jeden von euch in zehn Minuten im Bett finde, könnt ihr was erleben! Eine neue Haube und alles!“

Sie stolzierte unter einem unbeachteten Chor von Bedauern und Entschuldigungen hinaus. Den Kindern tat es sehr leid, aber es war wirklich nicht ihre Schuld. Du kannst nichts dafür, wenn du Wasser auf einen

belagernden Feind gießt und deine Burg sich plötzlich in dein Haus verwandelt – und alles sich mitverwandelt außer dem Wasser, und das ergießt sich zufällig auf jemandes saubere Haube.

„Ich weiß aber nicht, warum sich das Wasser nicht in nichts verwandelt hat,“ sagte Cyril-

„Warum sollte es?“ fragte Robert. „Wasser ist überall auf der Welt Wasser.“

„Ich vermute, daß der Burgbrunnen derselbe war wie unser im Stallhof,“ sagte Jane. Und das war tatsächlich der Fall.

„Ich glaube, wir kommen nicht durch einen Wunschtag ohne Krach,“ sagte Cyril, „es wäre zu schön, um wahr zu sein. Komm, Bobs, mein kriegerischer Held. Wenn wir pünktlich ins Bett flitzen, wird sie nicht so waufbrend sein und bringt uns vielleicht Abendbrot nach oben. Ich bin mächtig hungrig! Gute Nacht, Kinder.“

„Gute Nacht. Ich hoffe, die Burg kommt nicht in der Nacht zurückgeschlichen,“ sagte Jane.

„Natürlich nicht,“ sagte Anthea lebhaft, „aber Martha – nicht in der Nacht, aber in einer Minute. Hier, dreh dich um, ich mache den Knoten in deinem Schürzenband auf.“

„Wäre es nicht beschämend für Sir Wulfric de Talbot gewesen,“ sagte Jane träumerisch, „wenn er gewußt hätte, daß die Hälfte der belagerten Garnison Schürzen getragen hat?“

„Und die andere Hälfte Knickerbocker. Ja, verheerend. Steh doch still – du ziehst den Knoten nur fester,“ sagte Anthea.

8 Größer als der Bäckerjunge

„Hört mal her,“ sagte Cyril, „ich habe eine Idee.“

„Tut sie sehr weh?“ sagte Robert mitfühlend.

„Spiel nicht den Trottel! Ich mache keinen Quatsch.“

„Sei still, Bobs!“ sagte Anthea.

„Ruhe für Squirrels Rede,“ sagte Robert.

Cyril balancierte auf dem Rand der Regentonne hinten im Hof, wo sie gerade alle waren, und sprach.

„Mitbürger, Freunde, Römer – auch weibliche –, wir haben ein Sammet gefunden. Wünsche wurden uns erfüllt. Wir hatten Flügel und waren schön wie der strahlende Tag – puh! – das war ziemlich stark tierisch, wenn man so will – und Reichtum und Burgen und diese hundsmiserable Zigeunersache mit dem Lamm. Aber wir sind nicht vorangekommen. Wir haben von unseren Wünschen nichts wirklich Wertvolles gekriegt.“

„Es ist allerhand passiert,“ sagte Robert. „Das ist immerhin etwas.“

„Das reicht nicht, wenn es nicht das Richtige ist,“ sagte Cyril nachdrücklich. „Jetzt habe ich gedacht –“

„Doch nicht wirklich?“ flüsterte Robert.

„In den stillen Wie-heißen-sie-nur der Nacht. Es ist, wie wenn man plötzlich nach etwas aus der Geschichte gefragt wird – das Datum der normannischen Eroberung oder irgendwas; man weiß es ja die ganze Zeit, aber wenn man gefragt wird, verschwindet alles aus dem Kopf. Meine Damen und Herren, ihr wißt sehr wohl, daß wenn wir alle in der üblichen Weise rummurksen, dauernd Unmengen von Zeug auftauchen, und dann kommen wirklich ernsthafte Wünsche in die Köpfe des Betrachters –“

„Hört, hört!“ sagte Robert.

„– des Betrachters, wie blöd er auch sein mag,“ fuhr Cyril fort. „Denn sogar Robert könnte ein wirklich nützlicher Wunsch einfallen, wenn er sein armes, kleines Gehirn nicht kaputt machen würde, indem er so angestrengt versucht zu denken. – Halt die Klappe, Bobs, sage ich dir! – Du kriegst gleich eins übergeben.“

Eine Balgerei auf dem Rand einer Regentonne ist spannend, aber feucht. Als sie vorbei war und die Jungen halbwegs trocken waren, sagte Anthea:

„Tatsächlich hast du angefangen, Bobs. Jetzt, wo die Ehre wiederhergestellt ist, laß doch Squirrel weiterreden. Wir vergeuden ja den ganzen Vormittag.“

„Na gut,“ sagte Cyril und wrang immer noch Wasser aus seiner Jacke. „Wenn Bobs will, sage ich Pax.“

„Also Pax,“ sagte Robert mürrisch. „Aber ich habe eine Beule so groß wie ein Cricketball über dem Auge.“

Anthea bot geduldig ein staubfarbenes Taschentuch dar und Robert badete schweigend seine Wunden.

„Weiter, Squirrel,“ sagte sie.

„Also – spielen wir einfach Banditen oder Forts oder Soldaten oder irgendeines der alten Spiele. Uns wird todsicher etwas einfallen, wenn wir es gar nicht versuchen. So geht das immer.“

Die anderen willigten ein. Als Spiel wurde hastig Banditen gewählt. „Es ist gehupft wie gesprungen,“ sagte Jane trübsinnig. Man muß zugeben, daß Robert zunächst nur ein halbherziger Bandit war, aber als Anthea

von Martha das rotgepunktete Taschentuch auslieh, in welchem der Wildhüter ihr am Morgen Pilze gebracht hatte, und damit Roberts Kopf einband, so daß er der verwundete Held sein konnte, der am Tag zuvor dem Banditenhauptmann das Leben gerettet hatte, wurde er wundervoll munter. Alle waren bald bewaffnet. Bogen und Pfeile, über den Rücken geschlungen, sehen gut aus, und Regenschirme und Krickettorstäbe durch den Gürtel gesteckt vermitteln den hübschen Eindruck, die Person sei bis auf die Zähne bewaffnet. Die weißen Baumwollhüte, die heutzutage Männer auf dem Land tragen, haben eine sehr brigantenhafte Wirkung, wenn ein paar Truthahnfedern an ihnen stecken. Der Kinderwagen des Lamms wurde mit einem rot-blau karierten Tischtuch zugedeckt und ergab einen ausgezeichneten Gepäckwagen. Das Lamm, das darin schlief, war überhaupt nicht im Weg. So brachen die Banditi auf und gingen die Straße entlang, die zur Sandgrube führte.

„Wir sollten nahe beim Sammet sein,“ sagte Cyril, „für den Fall, daß uns plötzlich eine Idee kommt.“

Es ist ja gut und schön, sich zu entscheiden, Banditen zu spielen – oder Schach oder Pingpong oder irgendein anderes gefälliges Spiel –, aber es ist nicht leicht, es mit Hingabe zu spielen, wenn für alle die wundervollen Wünsche, die einem einfallen können oder auch nicht, gleich um die Ecke ihre Erfüllungen warten. Das Spiel schleppte sich ein bißchen dahin und einige der Banditen begannen zu spüren, daß die anderen schlecht gelaunt waren, und sagten es offen, als der Bäckerjunge mit Brotlaiben in einem Korb die Straße entlang kam. Die Gelegenheit durfte nicht verpaßt werden.

„Hände hoch und Geld her!“ rief Cyril.

„Geld oder Leben!“ sagte Robert.

Und sie standen auf beiden Seiten des Bäckerjungen. Unglücklicher Weise ging er nicht auf den Geist der Sache ein. Er war ein Bäckerjunge von ungewöhnlich großem Ausmaß. Er sagte nur:

„Laßt das, hört ihr!“ und schob die Banditen höchst respektlos zur Seite.

Da warf Robert ihm Janes Springseil als Lasso über, und anstatt sich ihm um die Schultern zu schlingen, wie Robert beabsichtigt hatte, fiel das Seil ihm um die Füße und ließ ihn stolpern. Der Korb kippte um und die schönen frischen Brote plumpsten und hüpften über die staubige, kalkige Straße. Die Mädchen rannten, sie aufzusammeln, und im nächsten Moment fochten Robert und der Bäckerjunge es aus, Mann gegen Mann, während Cyril auf fairen Kampf achtete und das Springseil sich um ihre Beine wickelte wie eine Anteil nehmende Schlange, die Friedensstifter sein wollte. Sie hatte keinen Erfolg; tatsächlich war die Art und Weise, wie die Buchsbaumgriffe hochsprangen und den Kämpfern auf die Schienbeine und Knöchel schlugen, alles andere als friedensstiftend. Ich weiß, dies ist der zweite Kampf – oder Streit – in diesem Kapitel, aber ich kann es nicht ändern. Es war so ein Tag. Ihr wißt selbst, daß es Tage gibt, an denen es dauernd Streitereien zu geben scheint, ganz ohne daß ihr es wollt. Wäre ich ein Autor von Abenteuer geschichten von der Art, wie sie in *Die Jungen von England* erschienen, als ich jung war, könnte ich natürlich den Kampf beschreiben, aber ich kann es nicht. Ich kann nie sehen, was während eines Kampfes geschieht, selbst wenn es nur Hunde sind. Überdies, wäre ich einer der *Jungen-von-England*-Autoren, wäre Robert am besten weggekommen. Aber ich bin wie George Washington – ich kann nicht lügen, nicht einmal über einen Kirschbaum, noch viel weniger

über einen Kampf, und ich kann vor euch nicht verhehlen, daß Robert schlimm verprügelt wurde – zum zweiten Mal an diesem Tag. Der Bäckerjunge schlug sein anderes Auge blau, und weil er die wichtigsten Regeln fairen Kampfes nicht kannte, riß er Robert auch an den Haaren und trat ihm ans Knie. Robert sagte immer, er hätte den Bluthund in die Pfanne hauen können, wenn die Mädchen nicht gewesen wären. Aber ich bin mir da nicht sicher. Jedenfalls geschah Folgendes, und es war sehr schmerzlich für Jungen, die etwas auf sich halten.

Cyril riß sich gerade die Jacke herunter, um seinem Bruder in angemessenem Stil zu helfen, als Jane die Arme um seine Beine schlang, zu weinen begann und ihn bat, sich nicht auch verdreschen zu lassen. Das „auch“ war für Robert sehr angenehm, wie ihr euch vorstellen könnt, aber es war nichts im Vergleich zu dem, was er empfand, als Anthea zwischen ihn und den Bäckerjungen stürzte und diesen unfairen und entarteten Kämpfer um die Taille packte und anflehte, nicht weiterzukämpfen.

„Ach, tu meinem Bruder nicht mehr weh!“ sagte sie unter einer Flut von Tränen. „Er hat es nicht so gemeint – es ist nur ein Spiel. Und ich bin sicher, daß es ihm sehr leid tut.“

Ihr versteht, wie unfair das Robert gegenüber war. Weil Robert dem Bäckerjungen, wenn dieser richtige und ritterliche Instinkte gehabt und Antheas Flehen nachgegeben und ihre schnöde Entschuldigung akzeptiert hätte, ehrenhafter Weise in Zukunft nichts hätte antun können. Aber Roberts Befürchtungen, falls er welche hatte, wurden bald zerstreut. Ritterlichkeit war in der Brust des Bäckerjungen etwas Fremdes. Er schubste Anthea sehr grob zurück und jagte Robert mit Fußritten und unangenehmer Konversation die Straße hinunter in die Sandgrube und dort, mit einem letzten Tritt, beförderte er ihn auf einen Sandhaufen.

„Dir lern ich noch was, du kleiner Halunke!“ sagte er und ging davon, seine Brote aufzusammeln und seinen Angelegenheiten nachzugehen. Cyril, von Jane behindert, konnte nichts machen, ohne ihr wehzutun, denn sie klammerte sich mit der Kraft der Verzweiflung an seine Beine. Der Bäckerjunge ging mit rotem, feuchtem Gesicht von dannen; bis zuletzt ausfällig nannte er sie ein Pack blöder Idioten und verschwand um die Ecke. Da lockerte sich Janes Umklammerung. Cyril wandte sich mit schweigender Würde um und folgte Robert und die Mädchen folgten ihm, wobei sie hemmungslos weinten.

Es war keine glückliche Gesellschaft, die sich neben dem schluchzenden Robert in den Sand fallen ließ. Denn Robert schluchzte – hauptsächlich vor Wut. Obwohl ihr natürlich wißt, daß ein wirklich heldenhafter Junge nach einem Kampf immer trockenen Auges ist. Aber er gewinnt auch immer, was bei Robert nicht der Fall war.

Cyril war wütend auf Jane; Robert war wütend auf Anthea; die Mädchen waren unglücklich und nicht einer der vier war über den Bäckerjungen erfreut. Es gab, wie französische Autoren sagen, „eine Stille voll von Emotionen.“

Dann bohrte Robert Zehen und Hände in den Sand und wand sich in seiner Wut hin und her. „Er soll nur warten, bis ich erwachsen bin – das feige Untier! – Ich hasse ihn! Aber ich zahle es ihm heim. Bloß weil er größer ist als ich.“

„Du hast angefangen,“ sage Jane unbedacht.

„Das weiß ich, Dummchen – aber ich habe ihn nur gehänselt - und er hat mich getreten – seht mal –“ Robert zog einen Strumpf herunter und zeigte einen purpurnen Bluterguß, der mit Rot verschönert war.

„Ich wünschte nur, ich wäre größer als er, das ist alles.“

Er steckte die Finger in den Sand und sprang auf, denn seine Hand hatte etwas Pelziges berührt. Es war natürlich das Psammead – „auf der Lauer, um wie gewöhnlich aus ihnen Dummköpfe zu machen,“ wie Cyril später bemerkte. Und natürlich war Roberts Wunsch im nächsten Moment erfüllt, denn er war größer als der Bäckerjunge. Ach, aber viel, viel größer. Er war größer als der Polizist, der vor Jahren an der Kreuzung beim Mansion House stand – der so nett war, alten Damen über die Kreuzung zu helfen –, und er war der größte Mann, den *ich* jemals gesehen habe, und auch der netteste. Niemand hatte einen Zollstock in der Tasche, deshalb konnte Robert nicht gemessen werden – aber er war größer als euer Vater wäre, wenn er auf dem Kopf eurer Mutter stünde, was zu machen er sicher niemals so unfreundlich wäre. Robert muß weit mehr als drei Meter hoch und so breit gewesen sein, wie ein Junge seiner Größe sein sollte; sein Norfolkanzug war zum Glück mitgewachsen und jetzt stand er in ihm auf – mit einem seiner enormen Strümpfe heruntergezogen, um den ungeheuren Bluterguß an seinem riesigen Bein zu zeigen. Gewaltige Tränen der Wut standen noch auf seinem geröteten gigantischen Gesicht. Er sah so überrascht aus und war viel zu groß, um einen Etonkragen zu tragen, so daß die anderen ein Lachen nicht unterdrücken konnten.



„Das Sammet hat uns wieder reingelegt,“ sagte Cyril.

„Nicht uns – *mich*,“ sagte Robert. „Wenn ihr ein bißchen Gefühl für Fairness hättet, würdet ihr versuchen, es dazu zu kriegen, daß es euch ebenso groß macht. Ihr habt keine Vorstellung, wie bescheuert ich mir vorkomme,“ fügte er unbesonnen hinzu.

„Und ich will das nicht; ich kann total gut sehen, wie bescheuert es aussieht,“ fing Cyril an, aber Anthea sagte:

„Ach, laß das! Ich weiß nicht, was mit euch Jungs heute los ist. Hör mal, Squirrel, wir wollen fair sein. Es ist für den armen alten Bobs schauerhaft, ganz allein da oben. Bitten wir doch das Sammet um einen weiteren Wunsch, und wenn es will, denke ich wirklich, wir sollten dieselbe Größe haben.“

Die anderen stimmten zu, aber nicht frohen Herzens; aber als sie das Psammead fanden, wollte es nicht.

„Nicht mit mir,“ sagte es unwirsch und rieb sich das Gesicht mit den Füßen. „Er ist ein ungehobelter, ungestümer Bengel und es wird ihm guttun, für eine Weile die falsche Größe zu haben. Wozu wollte er mich mit seinen ekligen nassen Händen ausgraben? Er hat mich beinahe angefaßt! Er ist ein kompletter Barbar. Ein Junge der Steinzeit hätte mehr Vernunft gehabt.“

Roberts Hände waren tatsächlich naß gewesen – von Tränen.

„Haut doch ab und laßt mich in Ruhe,“ fuhr das Psammead fort. „Ich kann nicht begreifen, warum ihr nicht etwas Vernünftiges wünscht – etwas zu essen oder zu trinken oder gutes Benehmen oder gute Laune. Macht, daß ihr wegkommt, los!“

Es fauchte fast, während es die Barthaare schüttelte, und drehte ihnen einen mürrischen braunen Rücken zu. Die Hoffnungsvollsten spürten, daß weitere Verhandlungen vergeblich waren.

Sie wandten sich wieder dem kolossalen Robert zu.

„Was sollen wir machen?“ sagten sie, und alle sagten es.

„Als erstes,“ sagte Robert grimmig, „werde ich mit diesem Bäckerjungen ein ernstes Wort reden. Ich werde ihn am Ende der Straße erwischen.“

„Hau keinen Jungen, der kleiner ist als du, Alter,“ sage Cyril.

„Sehe ich aus, als wollte ich ihn hauen?“ sagte Robert verächtlich. „Eigentlich sollte ich ihn *umbringen*. Aber ich werde ihm etwas verpassen, woran er lange denken muß. Wartet, bis ich meinen Strumpf hochgezogen habe.“ Er zog seinen Strumpf hoch, der so weit wie ein kleiner Kissenbezug war, und schritt davon. Seine Schritte waren über zwei Meter lang, so daß es ganz einfach für ihn war, zum Fuß des Hügels zu gelangen, bereit, auf den Bäckerjungen zu treffen, wenn der herunterkam, mit dem leeren Korb schlenkerte und zum Wagen seines Meisters ging, von dem er Brot an die Häuser entlang der Straße geliefert hatte.

Robert duckte sich hinter einen Heuhaufen auf dem Bauernhof, das heißt, an der Ecke, und als er den Jungen pfeifend daherkommen hörte, sprang er auf ihn zu und packte ihn am Kragen.

„Jetzt,“ sagte er und seine Stimme hatte ungefähr das vierfache Volumen wie es auch sein Körper hatte, „werde ich dich lehren, Jungen zu treten, die kleiner sind als du.“

Er hob den Bäckerjungen hoch und setzte ihn oben auf den Heuhaufen, gut fünf Meter über dem Erdboden, und dann ließ er sich auf dem Dach des Kuhstalls nieder und sagte dem Bäckerjungen deutlich, was er von ihm hielt. Ich glaube nicht, daß der Junge alles mitbekam – er befand sich in einer Art Schockstarre. Als Robert alles gesagt hatte, was ihm einfiel, und manches zweimal, schüttelte er den Jungen und sagte:

„Und jetzt komm herunter, wie du es am besten kannst,“ und ließ ihn sitzen.



Ich weiß nicht, wie der Bäckerjunge heruntergekommen ist, aber ich weiß, daß er den Wagen verpaßte und in Teufels allerheißeste Küche geriet, als er endlich in der Backstube auftauchte. Er tut mir leid, aber schließlich war es ganz richtig, ihm beizubringen, daß englische Jungen ihre Füße nicht benutzen dürfen, wenn sie kämpfen, sondern nur ihre Fäuste. Natürlich wurde die Teufelsküche, in die er kam, noch heißer, als er versuchte, seinem Meister von dem Jungen zu erzählen, den er verdroschen hatte, und von dem Riesen, hoch wie die Kirche, weil niemand solch eine Geschichte glauben konnte. Am nächsten Tag wurde sie geglaubt – aber da war es zu spät, um dem Bäckerjungen etwas zu nützen.

Als Robert zu den anderen zurückkehrte, fand er sie im Garten. Andrea hatte umsichtig Martha gebeten, sie hier draußen essen zu lassen, weil das Eßzimmer ziemlich klein war und es wäre ungemütlich gewesen, dort drin einen Bruder von der Größe Roberts zu haben. Das Lamm, das während des ganzen stürmischen Vormittags friedlich geschlafen hatte, nieste jetzt und Martha sagte, er sei erkältet und sollte besser im Haus bleiben.

„Und das ist auch wirklich gut,“ sagte Cyril, „denn ich glaube nicht, daß er jemals aufgehört hätte zu schreien, wenn er dich in dieser schrecklichen Größe gesehen hätte.“

Robert hatte tatsächlich, was ein Kleiderhändler bei Jungen „Übergröße“ nennen würde. Er fand, daß er direkt über das eiserne Tor des Vorgartens steigen konnte.

Martha brachte das Essen heraus – kaltes Kalbfleisch und gebackene Kartoffeln sowie Sagopudding mit geschmorten Pflaumen zum Nachtisch.

Sie bemerkte natürlich nicht, daß Robert nicht seine normale Größe hatte, und teilte ihm soviel Fleisch und Kartoffeln zu wie gewöhnlich und nicht mehr. Ihr habt keine Vorstellung, wie klein eure übliche Essensportion aussieht, wenn ihr das Vielfache eurer normalen Größe habt. Robert stöhnte und bat um mehr Brot. Aber Martha wollte nicht immerzu mehr Brot herausgeben. Sie hatte es eilig, weil der Wildhüter auf seinem Weg zum Jahrmarkt in Benenhurst vorbeischaun wollte, und bevor er kam, wollte sie sich schick anziehen.

„Ich wünschte, *wir* würden auf den Jahrmarkt gehen,“ sagte Robert.

„Mit deiner Größe kannst du nirgendwo hingehen,“ sagte Cyril.

„Wieso nicht?“ sagte Robert. „Auf Jahrmärkten gibt es Riesen, viel größere als mich.“

„Doch nicht viel größere,“ fing Cyril an, als Jane mit solch lauter Plötzlichkeit „Oh!“ schrie, daß sie ihr alle auf den Rücken schlugen und fragten, ob sie einen Pflaumenstein verschluckt habe.

„Nein,“ sagte sie, von dem Rückenklappen außer Atem, „es ist – es ist kein Pflaumenstein. Es ist eine Idee. Bringen wir Robert zum Jahrmarkt und lassen uns dafür Geld geben, daß wir ihn zeigen! Dann werden wir endlich echt etwas aus dem ollen Sammet herausholen!“

„Mich bringen, ausgerechnet!“ sagte Robert empört. „Viel wahrscheinlicher, daß ich euch bringe!“

Und so kam es. Die Idee sprach jeden unwiderstehlich an außer Robert, und sogar er wurde von Antheas Vorschlag herumgekrigt, er solle einen doppelten Anteil an dem Geld bekommen, das sie einnehmen würden. Im Kutschenschuppen stand ein kleiner alter Ponywagen – von der Art, die Gouvernantenwagen genannt wird. Es war wünschenswert, so schnell wie möglich zum Jahrmarkt zu kommen, deshalb stimmte Robert zu – der jetzt enorme Schritte machen und somit wirklich sehr schnell gehen konnte –, die anderen in dem Wagen zu ziehen.

Es fiel ihm jetzt so leicht, wie am Vormittag das Lamm in seinem Wagen zu schieben. Die Erkältung des Lamms verhinderte, daß es jetzt dabei war. Es war ein außergewöhnliches Erlebnis, in einem Ponywagen von einem Riesen gezogen zu werden. Jeder genoß die Fahrt außer Robert und ein paar Leuten, die sie unterwegs passierten. Die meisten bekamen am Straßenrand so etwas, das wie stehende Anfälle aussah, wie es Anthea nannte. Kurz vor Benenhurst versteckte sich Robert in einer Scheune und die anderen gingen auf den Jahrmarkt.



Es gab ein paar Schaukeln und ein trötendes, tutendes, plärrendes Karussell, einen Schießstand und Wurfbuden mit Kokosnüssen. Indem er dem Impuls widerstand, eine Kokosnuß zu gewinnen – oder es zumindest zu versuchen –, ging Cyril zu der Frau, die bei den Reihen von Glasflaschen an Schnüren vor einer Leinwand kleine Gewehre lud.

„Bitte schön, junger Herr!“ sagte sie. „Ein Penny der Schuß!“

„Nein danke,“ sagte Cyril, „wir sind geschäftlich hier, nicht zum Vergnügen. Wo ist der Boss?“

„Der wer?“

„Der Boss – der Leiter – der Chef der Schau.“

„Da drüben,“ sagte sie und zeigte auf einen korpulenten Mann in einer schmutzigen Leinenjacke, der in der Sonne schlief; „aber ich empfehle nicht, ihn plötzlich zu wecken. Seine Laune ist unerfreulich, vor allem in diesen heißen Tagen. Mach lieber einen Schuß, während du wartest.“

„Es ist ziemlich wichtig,“ sagte Cyril. „Es wird für ihn sehr profitabel sein. Ich glaube, es wird ihm leidtun, wenn wir ihn wegbringen.“

„Oh, wenn es um Geld in seiner Tasche geht,“ sagte die Frau. „Kein Scherz jetzt? Was ist es?“

„Es ist ein *Riese*.“

„Ihr veräppelt mich doch?“

„Kommen Sie mit und sehen Sie selbst,“ sagte Anthea.

Die Frau sah sie zweifelnd an, dann rief sie ein zerlumptes kleines Mädchen mit gestreiften Strümpfen und einem schmutzigen weißen Unterrock, der unter ihrem braunen Kleid hervorschaute, herbei und gab ihr den „Schießstand“ in Obhut. Dann wandte sie sich an Anthea und sagte: „Los, macht schnell! Aber *wenn* ihr mich auf die Schippe nehmt, sagt es lieber gleich. Ich selbst bin so sanft wie Samt, aber mein Bill ist der reine Terror und –“

Anthea ging zur Scheune voran. „Er ist *wirklich* ein Riese,“ sagte sie. „Er ist ein riesiger kleiner Junge – im Norfolkanzug wie mein Bruder dort. Und wir haben ihn nicht auf den Jahrmarkt gebracht, weil die Leute so glotzen, und sie scheinen stehende Anfälle zu kriegen, wenn sie ihn sehen. Und wir dachten, daß Sie ihn vielleicht zeigen und dafür Geld kriegen, und wenn Sie uns etwas bezahlen möchten, können Sie das – nur muß es eine ziemliche Menge sein, weil wir ihm versprochen haben, daß er einen doppelten Anteil von dem haben soll, was wir kriegen.“

Die Frau murmelte etwas Undeutliches, von dem die Kinder nur die Worte „Gott steh mir bei!“, „weich“ und „Birne“ hören, sich aber keinen bestimmten Begriff machen konnten.

Sie hatte Anthea bei der Hand genommen und hielt sie sehr fest und Anthea konnte nicht anders als sich fragen, was passieren würde, wenn Robert fortgegangen war oder inzwischen wieder seine richtige Größe hatte. Aber sie wußte, daß die Gaben des Psammeads tatsächlich bis zum Sonnenuntergang Bestand hatten, und irgendwie glaubte sie nicht, daß Robert ganz allein ausgehen wollte, während er diese Größe besaß.

Als sie die Scheune erreichten und Cyril „Robert!“ rief, gab es in dem losen Heu Bewegung und Robert begann herauszukommen. Als erstes erschienen Hand und Arm – dann ein Fuß und ein Bein. Als die Frau die Hand sah, sagte sie: „Meine Güte!“, und als sie den Fuß sah, sagte sie: „Du meine Fresse!“, und als mit langsamen und schwerfälligen Fortschritten die ganze enorme Masse Roberts schließlich völlig enthüllt war, holte sie tief Atem und sagte viel, mit dem verglichen „weich“ und „Birne“ ganz normal erschienen. Zuletzt verfiel sie in verständliche Sprache.

„Was wollt ihr für ihn haben?“ sagte sie aufgeregt. „Alles, soweit vernünftig. Wir würden einen besonderen Wagen für ihn bauen lassen – zumindest weiß ich, wo es einen gebrauchten gibt, der geeignet wäre – den ein Elefantensbaby hatte, was gestorben ist. Was nehmt ihr? Er ist schwachsinnig, nicht wahr? Diese Riesen sind es meistens – aber ich hab noch nie gesehn – nee, niemals! Wieviel wollt ihr haben? Bar auf die Hand. Wir versorgen ihn wie einen König und geben ihm erstklassiges Essen und ein Bett, gut für 'nen gottverdammten Herzog. Er muß doch behämmert sein, sonst würde er nicht euch Kinder brauchen, um ihn herumzukarren. Wieviel wollt ihr für ihn?“

„Sie wollen gar nichts haben,“ sagte Robert streng. „Ich bin nicht bekloppter als Sie – eher weniger, würde mich nicht wundern. Ich komme und stelle mich für heute zur Schau, wenn Sie mir“ – er zögerte wegen des enormen Preises, den er jetzt verlangte – „wenn Sie mir fünfzehn Schilling geben.“

„Abgemacht,“ sagte die Frau so schnell, daß Robert spürte, er sei unfair sich selbst gegenüber gewesen, und wünschte, er hätte dreißig verlangt. „Dann komm mit – zu meinem Bill – und wir machen einen Preis für die Saison aus. Ich schätze, daß du regelmäßig zwei Pfund pro Woche kriegen wirst. Komm – und mach dich um Himmels willen so klein du kannst.“

Sehr klein war das nicht, und schnell versammelte sich eine Menge, so daß Robert an der Spitze einer enthusiastischen Prozession die zertrampelte Wiese betrat, wo der Jahrmarkt stattfand, und über das stoppelige, vergilbte, staubige Gras bis zum Eingang des größten Zeltes schritt. Er kroch hinein und die Frau ging, ihren Bill zu holen. Es war der umfangreiche schlafende Mann und er schien keineswegs erfreut zu sein, daß man

ihn weckte. Cyril, der durch eine Spalte in der Zeltwand blickte, sah ihn finster dreinschauen und eine schwere Faust und einen schläfrigen Kopf schütteln. Dann fuhr die Frau fort, sehr schnell zu sprechen. Cyril hörte „bei Gott“ und „die größte Attraktion, die du je hattest, so wahr mir Gott helfe!“, und er begann, Roberts Gefühl zu teilen, daß fünfzehn Schilling viel zu wenig waren. Bill latschte zum Zelt und ging hinein. Als er die überwältigenden Ausmaße Roberts sah, sagte er nur wenig – „da schlag einer lang hin!“ waren die einzigen Worte, an die sich die Kinder später erinnern konnten –, aber er holte fünfzehn Schilling hervor, überwiegend in kleinen Münzen, und händigte sie Robert aus.

„Wir setzen fest, was du kriegen sollst, wenn die Schau heute abend zu Ende ist,“ sagte er mit rauher Herzlichkeit. „Herr im Himmel! Du wirst so glücklich bei uns sein, daß du nie mehr wegwillst. Kannst du denn ein Lied singen – oder ein bißchen tanzen?“

„Heute nicht,“ sagte Robert, der die Idee verwarf, versuchsweise „Wie einst im Mai“ zu singen, ein Lieblingslied seiner Mutter und das einzige, das ihm im Moment einfiel.

„Hol Levi und schmeiß die verdammten Photos raus. Räum das Zelt aus. Häng einen Vorhang oder sonstwas auf,“ fuhr der Mann fort. „Himmel, wie schade, daß wir kein Trikot in seiner Größe haben. Aber wir haben es, ehe die Woche rum ist. Junger Mann, dein Glück ist gemacht. Es ist gut, daß du zu mir gekommen bist und nicht zu ein paar Kerlen, von denen ich dir was erzählen könnte. Ich kenne Typen, wo ihre Riesen prügeln und sie auch hungern lassen; deshalb sage ich dir geradeheraus, du hast heute so viel Glück wie nie zuvor. Weil ich lammfromm bin – und ich mach dir auch nichts vor.“

„Ich habe keine Angst, daß jemand *mich* verprügelt,“ sagte Robert und schaute auf das „Lamm“ hinunter. Robert lag auf den Knien, weil das Zelt nicht hoch genug war, damit er darin aufrecht stehen konnte, aber selbst in dieser Stellung konnte er auf die meisten Leute hinabsehen. „Aber ich habe schrecklichen Hunger – ich wünschte, Sie würden mir etwas zu essen bringen.“

„He, Becca,“ sagt der rauhe Bill. „Hol ihm was zu essen – das beste, das du kriegen kannst, hörst du!“ Es folgte weiteres Flüstern, von dem die Kinder nur hörten: „Schwarz auf weiß – morgen als erstes.“

Dann ging die Frau das Essen holen – es war nur, als es kam, Brot und Käse, aber für den großen und leeren Robert war es köstlich, und der Mann ging weg, um rund um das Zelt Wachtposten aufzustellen, die Alarm schlagen sollten, falls Robert versuchte, mit seinen fünfzehn Schilling wegzulaufen.

„Als ob wir nicht ehrlich wären,“ sagte Anthea empört, als ihr die Bedeutung der Wachtposten klarwurde.

Dann begann ein sehr merkwürdiger und wundervoller Nachmittag.

Bill war ein Mann, der sein Geschäft verstand. In kürzester Zeit wurden die photographischen Ansichten, die Ferngläser, durch die man sie betrachtete, so daß sie ziemlich real aussahen, und die Lampen, die sie ausleuchteten, weggepackt. Ein Vorhang – es war eigentlich ein alter rotschwarzer Teppich – wurde quer durch das Zelt gehängt. Robert war dahinter verborgen und Bill stand vor dem Zelt auf einem improvisierten Tisch und hielt eine Rede. Es war eine recht gute Rede. Sie begann damit, daß der Riese, welchen dem Publikum vorzustellen seine Ehre an diesem Tag sei, der älteste Sohn des Kaisers von San Francisco sei und durch eine

unglückliche Liebesaffaire mit der Herzogin der Fidschi-Inseln gezwungen war, sein Heimatland zu verlassen und in England – dem Land der Freiheit – Zuflucht zu suchen, wo Freiheit das Recht jedes Mannes sei, egal wie groß er war. Sie endete mit der Ankündigung, daß die ersten Zwanzig, die zum Zelteingang kamen, den Riesen für drei Pence pro Person sehen könnten. „Danach,“ sagte Bill, „geht der Preis hoch und ich verspreche, nicht zu sagen, wie hoch er gehen wird. Also ist jetzt eure Gelegenheit.“

Ein junger Mann, der seiner Liebsten an ihrem freien Nachmittag Ritterdienste leistete, kam als erster heran. Bei dieser Gelegenheit war fürstliche Attitüde gefragt – keine Ausgaben gescheut – Geld kein Thema. Sein Mädchen wollte den Riesen sehen? Nun, sie sollte den Riesen sehen, selbst wenn den Riesen sehen drei Pence pro Kopf kostete und die anderen Vergnügungen nur einen Penny.

Die Zeltklappe wurde angehoben – das Paar trat ein. Im nächsten Moment fuhr ein wilder Schrei des Mädchens durch alle Anwesenden. Bill schlug sich auf den Schenkel. „Das hat geklappt!“ flüsterte er Becca zu. Es war in der Tat eine großartige Werbung für die Reize Roberts. Als das Mädchen herauskam, war sie bleich und zitterte und um das Zelt drängte sich die Menge. „Wie ist er denn?“ fragte ein Gerichtsdiener.

„Oh! – fürchterlich! – man glaubt es nicht,“ sagte sie. „Er ist so groß wie eine Scheune und so wild. Mir ist das Blut in den Adern gefroren. Ich hätte seinen Anblick für nichts auf der Welt verpassen wollen.“

Die Wildheit wurde dadurch verursacht, daß Robert versuchte, nicht zu lachen. Aber der Drang zu lachen verging ihm bald, und vor dem Sonnenuntergang war ihm mehr nach Weinen als nach Lachen zumute und mehr als nach beidem nach Schlafen. Denn den ganzen Nachmittag über kamen Leute herein, allein, zu zweit und zu dritt, und Robert mußte denen die Hand schütteln, die es wünschten, und zulassen, geknufft und gezogen und betatscht und beklopft zu werden, damit die Leute sicher sein konnten, daß er tatsächlich echt war.

Die anderen Kinder saßen auf einer Bank, sahen zu und warteten und langweilten sich wirklich sehr. Dies schien ihnen die schwerste Art des Geldverdienens zu sein, die hatte erfunden werden können. Und nur fünfzehn Schilling! Bill hatte bereits das Vierfache eingenommen, denn die Nachricht von dem Riesen hatte sich verbreitet und von nah und fern kamen Händler in Lastkarren und vornehme Leute in Kutschen herbei.

Ein Herr mit einem Monokel und einer sehr großen gelben Rose im Knopfloch bot Robert mit verbindlichem Flüstern zehn Pfund pro Woche an, wenn er im Kristallpalast auftrat. Robert mußte „nein“ sagen.

„Ich kann nicht,“ sagte er bedauernd, „es hat keinen Sinn, etwas zu versprechen, wenn man es nicht halten kann!“

„Ah, armer Bursche, auf Jahre gebunden, nehme ich an! Nun, hier ist meine Karte; wenn deine Vertragszeit um ist, komm zu mir.“

„Das werde ich – wenn ich dann noch dieselbe Größe habe,“ sagte Robert wahrheitsgemäß.

„Wenn du noch ein bißchen wächst, umso besser,“ sagte der Herr.



Als er gegangen war, winkte Robert Cyril herbei und sagte:

„Sag ihnen, ich muß und will eine Pause haben. Und ich möchte meinen Tee.“

Für Tee wurde gesorgt und schnell wurde ein Zettel an die Zeltwand geheftet:

EINE HALBE STUNDE GESCHLOSSEN,
WÄHREND DER RIESE TEE TRINKT

Dann gab es eine eilige Beratung.

„Wie soll ich hier wegkommen?“ sagte Robert. „Ich überlege schon den ganzen Nachmittag.“

„Na, geh raus, wenn die Sonne untergeht und du deine richtige Größe hast. Sie können uns gar nichts tun.“

Robert riß die Augen auf. „Was denn, sie würden uns schier umbringen,“ sagte er, „wenn sie sehen, daß ich meine richtige Größe wiederkriege. Nein, wir müssen uns etwas anderes ausdenken. Wir müssen allein sein, wenn die Sonne untergeht.“

„Ich weiß,“ sagte Cyril plötzlich und ging zur Tür, vor der Bill eine Tonpfeife rauchte und leise mit Becca sprach. Cyril hörte ihn sagen: „So gut wie ein geerbtes Vermögen.“

„Hören Sie,“ sagte Cyril, „Sie können gleich die Leute wieder hineinlassen. Er ist mit dem Tee fast fertig. Aber er *muß* alleingelassen werden, wenn die Sonne untergeht. Um diese Zeit ist er immer sehr komisch, und wenn er sich aufregt, stehe ich nicht für die Folgen gerade.“

„Wieso – was überkommt ihn denn?“ fragte Bill.

„Ich weiß nicht – es ist eine Art *Veränderung*,“ sagte Cyril offenherzig. „Er ist gar nicht er selbst – man erkennt ihn kaum wieder. Er ist wirklich ganz sonderbar. Irgend jemandem wird es schlimm ergehen, wenn er bei Sonnenuntergang nicht allein ist.“ Das stimmte wohl.

„Aber am Abend erholt er sich vermutlich wieder?“

„Oh ja – eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang ist er wieder ganz er selbst.“

„Am besten halte ihn bei Laune,“ sagte die Frau.

Und so wurde eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang nach Cyrils Schätzung das Zelt abermals geschlossen, „während der Riese sein Abendessen bekommt“.

Die Menge fand die Mahlzeiten des Riesen, und daß sie so kurz hintereinander kamen, sehr lustig.

„Nun, der kann schon was verputzen,“ räumte Bill ein. „Er muß nämlich herzhaft essen, bei seiner Größe.“

Im Zelt schmiedeten die vier Kinder atemlos einen Rückzugsplan.

„Ihr geht *jetzt*,“ sagte Cyril zu den Mädchen, „und zwar so schnell nach Hause wie ihr könnt. Ach, vergeßt den blöden Ponywagen; den holen wir morgen. Robert und ich haben das Gleiche an. Wir kommen dann irgendwie zurecht, so wie Sydney Carton. Aber ihr Mädels *mußt* rausgehen, sonst klappt das alles nicht. Wir können rennen, aber ihr nicht – was immer ihr auch meint. Nein, Jane, es ist nicht gut, wenn Robert hinausgeht und die Leute niederschlägt. Die Polizei würde ihm folgen, bis er seine richtige Größe hat, und ihn dann sofort verhaften. Gehen müßt ihr! Wenn nicht, rede ich kein Wort mehr mit euch. Ihr nämlich habt uns in diesen Schlamassel gebracht, indem ihr euch heute vormittag an unsere Beine gehängt habt. Geht, sage ich euch!“ Und Jane und Anthea gingen

„Wir gehen nach Hause,“ sagten sie zu Bill. „Wir lassen den Riesen bei Ihnen. Seien Sie nett zu ihm.“ Und das war, wie Anthea hinterher sagte, sehr arglistig, aber was sollten sie machen?

Als sie wegwaren, ging Cyril zu Bill.

„Hören Sie,“ sagte er, „er möchte ein paar Maiskolben – es gibt welche auf dem übernächsten Feld. Ich laufe hin und hole sie. Ach, und er sagt, ob Sie nicht das Zelt ein bißchen hochschlagen können? Er sagt, er ist am Ersticken, weil die Luft knapp ist. Ich Sorge dafür, daß niemand hineinschaut. Ich werde ihn zudecken und er kann ein Nickerchen machen, während ich den Mais hole. Er *will* ihn haben – da hält ihn nichts, wenn er so wird.“

Dem Riesen wurde es mit einem Haufen Säcke und einer alten Zeltplane bequem gemacht. Der Vorhang wurde hochgeschlagen und die Brüder waren allein. Flüsternd brachten sie ihren Plan zur Reife. Draußen plärrte das Karussell seine ulkigen Weisen und heulte ab und zu auf, um das Publikum anzulocken.

Eine halbe Minute nach Sonnenuntergang kam ein Junge im Norfolkanzug bei Bill vorbei.

„Ich gehe den Mais holen,“ sagte er und verschwand in der Menge.

Im selben Moment kam ein Junge hinten aus dem Zelt bei Becca vorbei, die dort als Wachtposten stand.

„Ich gehe den Mais holen,“ sagte auch dieser Junge. Und auch er ging still davon und war in der Menge verschwunden. Der Junge vom Vordereingang war Cyril; der Junge vom Hintereingang war Robert – jetzt, nach Sonnenuntergang, wieder in seiner richtigen Größe. Sie liefen schnell über das Feld und die Straße entlang, wo Robert Cyril einholte. Dann rannten sie. Sie waren zugleich mit den Mädchen zu Hause, denn es war ein langer Weg, und sie rannten den größten Teil. Es war tatsächlich ein *sehr* langer Weg, wie sie merkten, als sie am nächsten Morgen den Ponywagen nach Hause ziehen mußten, ohne einen enormen Robert, der sie zog, als ob es ein Kinderwagen wäre und sie Babys und er ihr gigantisches Kindermädchen.

Ich kann euch unmöglich berichten, was Bill und Becca gesagt haben, als sie fanden, daß der Riese weg war. Zum einen weiß ich es nicht.

9 Erwachsene

Cyril hatte einmal darauf aufmerksam gemacht, daß es im normalen Leben viele Gelegenheiten gibt, bei denen eine Wunscherfüllung äußerst nützlich wäre. Und dieser Gedanke erfüllte seinen Kopf, als er an dem Tag nach dem Tag nach dem Tag, an dem Robert sich gewünscht hatte, größer als der Bäckerjunge zu sein und es gewesen war, früh aufwachte. Der Tag, der zwischen diesen beiden Tagen lag, war damit ausgefüllt gewesen, den Gouvernantenwagen von Benenhurst nach Hause zu schaffen.

Cyril zog sich hastig an; er nahm kein Bad, weil Zinkbadewannen so geräuschvoll sind und er nicht den Wunsch hatte, Robert wachzumachen. Und er schlüpfte dann, wie es Anthea einmal gemacht hatte, hinaus und rannte durch den taufeuchten Morgen zur Sandgrube. Er grub das Psammead sehr vorsichtig und lieb aus und begann das Gespräch damit, daß er fragte, ob es noch schlimme Folgen durch den Kontakt mit Roberts Tränen am vorgestrigen Tag verspürte. Das Psammead hatte gute Laune. Es antwortet höflich.

„Und nun, was kann ich für dich tun?“ sagte es. „Ich nehme an, daß du so früh hergekommen bist, um etwas für dich zu erbitten, etwas, von dem deine Geschwister nichts wissen sollen, wie? Laß dich doch einmal dazu überreden, etwas zu deinem eigenen Besten zu wünschen! Bitte um ein schönes, fettes Megatherium und fertig.“



„Danke – heute nicht, glaube ich,“ sagte Cyril vorsichtig. „Was ich eigentlich sagen wollte, war – du weißt doch, wie man sich immer irgend etwas wünscht, wenn man etwas spielt?“

„Ich spiele selten,“ sagte das Psammead kühl.

„Du weißt schon, was ich meine,“ fuhr Cyril ungeduldig fort. „Was ich sagen will, ist: willst du uns nicht unsern Wunsch erfüllen, wenn er uns gerade einfällt, und dort, wo wir gerade sind? So daß wir nicht herkommen und dich wieder stören müssen,“ fügte der listige Cyril hinzu.

„Es würde nur damit enden, daß ihr etwas wünscht, das ihr nicht wirklich wollt, wie bei der Burg,“ sagte das Psammead, wobei es die braunen Arme streckte und gähnte. „Es ist immer dasselbe, seit die Leute aufgehört haben, wirklich bekömmliche Sachen zu essen. Aber wie ihr wollt. Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen,“ sagte Cyril höflich.

„Ich will dir was sagen,“ sagte das Psammead plötzlich und stieß die langen Schneckenaugen heraus, „ich habe langsam genug von euch – von euch allen. Ihr habt nicht mehr Verstand als die meisten Austern. Scher dich weg.“

Und Cyril scherte sich weg.



„Wie schrecklich lange Babys Babys bleiben,“ sagte Cyril, nachdem das Lamm ihm, als er nicht aufpaßte, seine Uhr aus der Tasche gezogen hatte und mit Gurren und Glucksen unartiger Begeisterung das Gehäuse geöffnet und das ganze Ding als Gartenschaufel benutzt hatte, und als selbst das Eintauchen in eine Waschschaüssel dabei versagte, die Erde aus dem Uhrwerk zu waschen und die Uhr wieder in Gang zu bringen. Cyril hatte in der Hitze des Augenblicks mancherlei gesagt, aber jetzt war er ruhiger und hatte sogar eingewilligt, das Lamm ein Stück des Weges zum Wald zu tragen. Cyril hatte die anderen überredet, seinem Plan zuzustimmen und nichts zu wünschen, bis sie es wirklich wünschen wollten. Derweil schien es eine gute Sache zu sein, im Wald Nüsse zu sammeln, und die fünf saßen unter einem Eßkastanienbaum im moosigen Gras. Das Lamm riß das Moos mit vollen Händen aus und Cyril sann dem Ruin seiner Uhr nach.

„Er wächst doch,“ sagte Anthea, „nicht wahr, Schätzchen?“

„Ich wächst,“ sagte das Lamm fröhlich, „ich wächst großer Junge, hab Gewehre und Mause – und – und . . .“
Vorstellungsvermögen und Wortschatz versagten hier. Aber es war jedenfalls die längste Rede, die das Lamm jemals gehalten hatte, und sie bezauberte jeden, sogar Cyril, der das Lamm umwarf und zur Musik entzückten Kreischens im Moos herumrollte.

„Ich nehme an, er wird eines Tages erwachsen sein,“ sagte Anthea und schaute träumerisch zum Blau des Himmels empor, das sich zwischen den langen, geraden Blättern des Kastanienbaums zeigte. Aber in diesem Moment stieß das Lamm, das sich munter mit Cyril kabbelte, einen robust beschuhten kleinen Fuß gegen die Brust seines Bruders; es gab einen Knack! – das arglose Lamm hatte das Glas von Vaters zweitbesten Waterbury-Uhr zertreten, die sich Cyril ohne Erlaubnis ausgeliehen hatte.

„Eines Tages erwachsen!“ sagte Cyril bitter und ließ das Lamm ins Gras plumpsen. „Das glaube ich gern – wenn es niemand von ihm will. Ich wünsche bei Gott, er würde –“

„Oh, paß auf!“ rief Anthea, gepeinigt von Vorahnung. Aber es war zu spät – wie Musik und Text eines Liedes erklangen ihre und Cyrils Worte zusammen –

Anthea: „Oh, paß auf!“

Cyril: „Jetzt erwachsen!“

Das loyale Psammead blieb seinem Versprechen treu und hier, vor den entsetzten Augen seiner Geschwister, wurde das Lamm plötzlich und ungestüm erwachsen. Es war ein höchst schrecklicher Moment. Die Verwandlung fand nicht so abrupt statt wie bei den anderen Wünschen. Als erstes veränderte sich das Gesicht des Lamms. Es wurde magerer und größer, die Stirn bekam Falten, die Augen sanken ein und waren von dunklerer Farbe, der Mund wurde breiter und schmaler; als das Allerschrecklichste erschien ein kleiner, dunkler Schnurrbart über der Lippe von jemandem, der noch – außer im Gesicht – ein zwei Jahre altes Kind in einem Leinenkittel und weißen durchbrochenen Söckchen war.

„Ach, ich wünschte, es passiert nicht! Ach, ich wünschte, es passiert nicht! Ihr Jungs sollt auch wünschen!“
Sie alle wünschten angestrengt, denn der Anblick genügte, den Herzlosesten zu entsetzen. Sie wünschten wirklich so angestrengt, daß ihnen ganz schwindlig wurde und sie fast die Besinnung verloren; aber das Wünschen war ganz vergeblich, denn als der Wald aufhörte herumzuwirbeln, wurden ihre verblüfften Augen vom Anblick eines sehr proper aussehenden jungen Mannes in einem Flanellanzug und mit einem Strohhut gefesselt – eines jungen Mannes, der denselben kleinen schwarzen Schnurrbart trug, den sie eben über der Lippe des Lamms hatten sprießen sehen. Das also war das Lamm – erwachsen! Ihr einziges Lamm! Es war ein schrecklicher Moment. Das erwachsene Lamm bewegte sich anmutig über das Moos und lehnte sich gegen den Stamm des Kastanienbaums. Er schob den Strohhut über die Augen. Er war offenbar müde. Er war dabei einzuschlafen. Das Lamm – das originale, kleine, lästige, geliebte Lamm schlief oft zu merkwürdigen Zeiten und an überraschenden Stellen ein. War dieses neue Lamm im grauen Flanellanzug und der hellgrünen Krawatte wie das andere Lamm? Oder war sein Geist zusammen mit seinem Körper gewachsen?

Das war die Frage, die die anderen bei einer eiligen Beratung zwischen dem vergilbenden Farnkraut ein paar Meter von dem Schläfer entfernt eifrig debattierten.

„Wie es auch sein mag, es ist jedenfalls schrecklich,“ sagte Anthea. „Wenn seine Gefühle auch erwachsen geworden sind, wird er es nicht ertragen, daß wir auf ihn aufpassen; und wenn er innerlich noch ein Baby ist, wie in aller Welt bringen wir ihn dazu, etwas zu machen? Und gleich ist Essenszeit –“

„Und wir haben noch keine Nüsse gesammelt,“ sagte Jane.

„Ach, zum Henker mit den Nüssen!“ sagte Robert, „aber mit dem Essen ist es was anderes – ich hatte gestern längst nicht genug zu essen. Können wir ihn nicht an den Baum binden und nach Hause zum Essen gehen und danach zurückkommen?“

„Ein schönes Essen würden wir kriegen, wenn wir ohne das Lamm zurückkommen!“ sagte Cyril mit trübsinnigem Hohn. „Und es wird dasselbe sein, wenn wir mit ihm in dem Zustand zurückgehen, in dem er jetzt ist. Ja, ich weiß, es ist meine Schuld; ihr braucht es mir nicht unter die Nase zu reiben. Ich weiß, daß ich ein Scheusal bin und nicht wert zu leben; ihr könnt das als geklärt ansehen und verliert jetzt kein Wort mehr darüber. Die Frage ist: was sollen wir machen?“

„Wecken wir ihn auf und nehmen ihn nach Rochester oder Maidstone mit und holen uns beim Konditor etwas zu essen,“ sagte Robert hoffnungsvoll.

„Ihn mitnehmen?“ wiederholte Cyril. „Ja – macht doch! Es ist alles meine Schuld – ich leugne es gar nicht –, aber ihr werdet finden, daß ihr eure liebe Mühe haben werdet, diesen jungen Mann irgendwohin mitzunehmen. Das Lamm war schon immer verzogen, aber jetzt, wo er erwachsen ist, ist er ein Dämon – geradezu. Ich kann es sehen. Schaut euch seinen Mund an.“

„Na dann,“ sagte Robert, „wecken wir ihn auf und warten ab, was *er* tut. Vielleicht nimmt *er* uns nach Maidstone mit und bezahlt die Zeche. Er sollte in den Taschen dieser ganz speziellen Hose einen Haufen Geld haben. Wir *müssen* jedenfalls Essen haben.“

Sie losten mit kleinen Stücken Farnkraut. Es war Janes Los, das erwachsene Lamm zu wecken.

Sie machte es sanft, indem sie ihn mit einem Zweig wilden Geißblatts an der Nase kitzelte. Er sagte zweimal „Mistige Fliegen!“ und öffnete die Augen.

„Hallo, Kinderchen!“ sagte er in lässigem Ton, „immer noch hier? Was spricht die rasende Stunde? Ihr kommt zu spät zum Essen!“

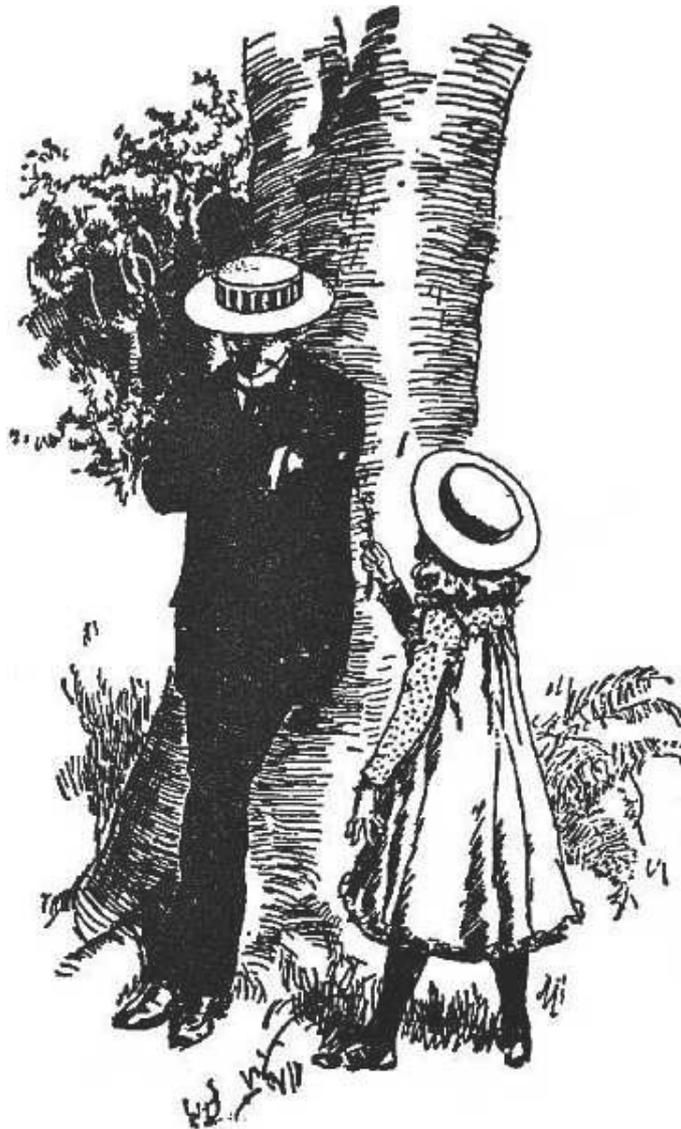
„Das weiß ich wohl,“ sagte Robert erbittert.

„Dann macht, daß ihr nach Hause kommt,“ sagte das erwachsene Lamm.

„Aber was ist mit deinem Essen?“ fragte Jane.

„Ach, was meint ihr, wie weit es zum Bahnhof ist? Ich habe so die Idee, nach London zu fahren und im Klub zu lunchen.“

Nacktes Elend senkte sich wie ein Bahrtuch auf die vier anderen. Das Lamm – allein – unbeaufsichtigt – würde nach London fahren und in einem Klub lunchen! Vielleicht nähme er dort auch den Tee zu sich. Vielleicht würde mitten im blendenden Luxus der Klubwelt der Sonnenuntergang über ihn hereinbrechen und ein hilfloses, quengeliges, müdes Kleinkind fände sich allein zwischen gefühllosen Kellnern und würde jämmerlich aus der Tiefe eines Klubsessels nach „Panthi“ schreien! Das Bild rührte Anthea fast zu Tränen.



„Ach nein, Lamm, Schätzchen, das darfst du nicht machen!“ rief sie unvorsichtig.

Das erwachsene Lamm runzelte die Stirn. „Meine liebe Anthea,“ sagte er, „wie oft muß ich dir noch sagen, daß mein Name Hilary oder St. Maur oder Devereux lautet? – Jeder meiner Taufnamen steht meinen kleinen Geschwistern zur freien Verfügung, aber *nicht* ‚Lamm‘ – ein Überbleibsel aus läppischen und fernen Kindertagen.“

Das war schrecklich. Er war jetzt ihr älterer Bruder, oder? Nun, natürlich war er das, falls er erwachsen war – denn sie waren das nicht. So, flüsternd, Anthea und Robert.

Aber die fast täglichen Abenteuer infolge der Wunscherfüllungen des Psammeads machten die Kinder klug über ihre Jahre hinaus.

„Lieber Hilary,“ sagte Anthea und die anderen würgten bei dem Namen, „du weißt, Vater hat nicht gewünscht, daß du nach London fährst. Es würde ihm nicht gefallen, daß wir alleinbleiben, ohne daß du dich um uns kümmerst. Ach, was bin ich doch für ein tückisches Biest!“ fügte sie bei sich hinzu.

„Hör mal,“ sagte Cyril, „wenn du unser älterer Bruder bist, warum verhältst du dich nicht so und nimmst uns mit nach Maidstone und lädst uns zu einem mächtig tollen großen Essen ein und wir fahren danach auf dem Fluß?“

„Ich bin euch unendlich verbunden,“ sagte das Lamm höflich, „aber ich ziehe Alleinsein vor. Geht heim zu eurem Lunch – ich meine Mittagessen. Vielleicht schaue ich zur Teezeit einmal rein – oder ich bin nicht zu Hause, bevor ihr in euren Betten seid.“

Ihre Betten! Sprechenden Blicke blitzten zwischen den unglücklichen vier. Schöne Betten würden auf sie warten, wenn sie ohne das Lamm nach Hause gingen.

„Wir haben Mutter versprochen, dich nicht aus den Augen zu lassen, wenn wir mit dir rausgehen,“ sagte Jane, bevor die anderen sie daran hindern konnten.

„Weißt du, Jane,“ sagte das erwachsene Lamm, wobei es die Hände in die Taschen steckte und auf Jane hinabschaute, „kleine Mädchen sollten gesehen und nicht gehört werden. Ihr Kinder müßt lernen, nicht zur Plage zu werden. Jetzt rennt nach Hause, und wenn ihr brav seid, schenke ich vielleicht jedem von euch morgen einen Penny.“

„Sag mal,“ sagte Cyril im besten „Von-Mann-zu-Mann“-Ton, der ihm zur Verfügung stand. „wo gehst du hin, Alter? Du könntest Bobs und mich mitkommen lassen – wenn du schon die Mädels nicht dabei haben willst.“ Das war wirklich sehr nobel von Cyril, denn er wollte nie gern mit dem Lamm in der Öffentlichkeit gesehen werden, das nach Sonnenuntergang natürlich wieder ein Baby sein würde.

Der „Von-Mann-zu-Mann“-Ton hatte Erfolg.

„Ich werde nur rüber nach Maidstone mit meinem Fahrrad flitzen,“ sagte das neue Lamm affektiert und fingerte an dem kleinen schwarzen Schnurrbart. „Ich kann in der ‚Krone‘ lunchen – und vielleicht mache ich eine Ruderpartie auf dem Fluß, aber ich kann euch nicht alle auf dem Rad mitnehmen, nicht wahr? Lauft nach Hause wie brave Kinder.“

Die Lage war hoffnungslos. Robert wechselte mit Cyril einen verzweifelten Blick. Anthea zog eine Nadel aus ihrem Rockbund, eine Nadel, deren Herauslösung eine gähnende Kluft zwischen Rock und Oberteil ließ, und händigte sie verstohlen Robert aus – mit einer Grimasse von finsterster und tiefgründigster Bedeutung.



Robert schlüpfte weg zur Straße. Dort stand tatsächlich ein Fahrrad – ein schönes neues mit Freilauf. Natürlich verstand Robert sofort, daß das Lamm, wenn es erwachsen war, ein Fahrrad haben *mußte*. Dies war immer einer der Gründe Roberts gewesen, sich zu wünschen, er wäre erwachsen. Er begann eilends, die Nadel zu gebrauchen – elf Einstiche in den Hinterrifen, sieben vorn. Er hätte die kompletten zweiundzwanzig gemacht, wäre nicht das Rascheln der gelben Haselnußblätter gewesen, das ihn vor dem Kommen der anderen warnte. Er drückte schnell auf jedes Rad mit der Hand und wurde von dem „Pffft“ des Restes der Luft belohnt, der aus achtzehn sauberen Nadellöchern entwich.

„Dein Fahrrad hat schlappgemacht,“ sagte Robert und fragte sich, wie er so schnell gelernt hatte, mit falschen Karten zu spielen.

„So ist es,“ sagte Cyril.



„Eine Reifenpanne,“ sagte Anthea, bückte sich und richtete sich mit einem Dorn in der Hand wieder auf, den sie für diesen Zweck bereitgehalten hatte. „Sieh mal!“

Das erwachsene Lamm (oder Hilary, wie man ihn jetzt vermutlich nennen muß) setzte seine Luftpumpe an und blies den Reifen auf. Dessen durchlöcherter Zustand war bald offensichtlich.

„Ich vermute, es gibt irgendwo in der Nähe ein Haus, wo man einen Eimer Wasser kriegen kann?“ sagte das Lamm.

Es gab eines, und als die Anzahl der Löcher offenkundig gemacht worden war, wurde es als ein besonderer Segen angesehen, daß das Haus „Tee für Radfahrer“ anbot. Es versah das Lamm und seine Brüder mit einer seltsamen Tee-und-Schinkenbrot-Mahlzeit. Sie wurde aus den fünfzehn Schilling bezahlt, die von Robert als Riese verdient worden waren – denn das Lamm hatte, wie sich herausstellte, unglücklicher Weise kein Geld bei sich. Das war für die anderen eine große Enttäuschung; aber es ist etwas, das eben passiert, selbst den Erwachsenen unter uns. Robert bekam jedoch genug zu essen, und das war immerhin etwas. Ruhig, aber beharrlich versuchten die unglücklichen vier abwechselnd, das Lamm (oder St. Maur) zu überreden, den Rest des Tages im Wald zu verbringen. Es war nicht mehr viel vom Tag übrig, als er das achtzehnte Loch in den Reifen geflickt hatte. Er sah von dem vollendeten Werk mit einem Seufzer der Erleichterung auf und plötzlich zog er seine Krawatte glatt.

„Da kommt eine Dame,“ sagte er lebhaft, „geht um Himmels willen aus dem Weg. Geht heim – versteckt euch – verschwindet irgendwie! Ich kann mich nicht mit einer Horde schmutziger Kinder sehen lassen.“ Seine Geschwister waren in der Tat ziemlich schmutzig, weil das Lamm früh am Tag, in seinem Kleinkindzustand, eine Menge Gartenerde über sie verstreut hatte. Die Stimme des erwachsenen Lamms war so tyrannenmäßig, wie Jane später sagte, daß sie sich tatsächlich in den hinteren Garten zurückzogen und ihn mit seinem kleinen Schnurrbart und seinem Flanellanzug alleinließen, um mit der jungen Dame zusammenzutreffen, die jetzt durch den Vorgarten kam und ein Fahrrad schob.

Die Frau des Hauses kam heraus und die junge Dame sprach mit ihr – das Lamm lüftete den Hut, als sie an ihm vorbeiging – und die Kinder konnten nicht hören, was sie sagte, obwohl sie die Häuse um die Ecke beim Schweinetrog reckten und mit allen Ohren lauschten. Sie fanden das „vollkommen fair“, wie Robert sagte, „bei diesem erbärmlichen Lamm in solchem Zustand“.

Als das Lamm mit lässiger Stimme, die von Höflichkeit triefte, sprach, hörten sie gut genug.

„Eine Reifenpanne?“ sagte er. „Kann ich Ihnen nicht behilflich sein? Wenn Sie mir erlauben würden –“

Hinter dem Schweinetrog ertönte eine gedämpfte Explosion von Gelächter – das erwachsene Lamm (anderweitig Devereux) schaute aus dem Winkel eines wütenden Auges in diese Richtung.

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte die Dame und schaute das Lamm an. Sie sah ziemlich verlegen aus, aber sie schien, wie es die Jungen ausdrückten, nichts für Kokolores übrig zu haben.

„Aber ach,“ flüsterte Cyril hinter dem Schweinetrog, „ich hätte gedacht, daß er für heute genug Fahrrad flicken gemacht hat – und wenn sie nur wüßte, daß er wirklich und wahrhaftig ein quengeliges, dummes, kleines Baby ist!“

„Das ist er *nicht!*“ murmelte Anthea erbost. „Er ist ein Schatz – wenn man ihn nur in Ruhe läßt. Er ist immer noch unser einziges kostbares Lamm, was immer blöde Idioten aus ihm machen mögen – stimmt's, Pussy?“

Jane vermutete es zweifelnd.

Das Lamm nun – ich muß versuchen, daran zu denken, es St. Maur zu nennen – untersuchte das Fahrrad der Dame und sprach mit ihr auf eine tatsächlich sehr erwachsene Weise. Niemand, der ihn sah und hörte, hätte vermuten können, daß er an diesem Morgen eine pummelige Kind von zwei Jahren gewesen war, das die Waterbury-Uhren anderer Leute kaputtmacht. Devereux (wie er in Zukunft genannt werden soll) zog eine goldene Uhr hervor, als er das Fahrrad der Dame repariert hatte, und alle Zuschauer hinter dem Schweinetrog sagten „Oh!“, denn es schien so unfair zu sein, daß das Baby, das an diesem Morgen zwei billige, aber rechtschaffene Uhren zerstört hatte, jetzt, in der Erwachsenenheit, zu der ihn Cyrils Eselei erhoben hatte, eine echte goldene Uhr haben sollte – mit Kette und Siegeln!

Hilary (wie ich ihn jetzt nennen will) warf seinen Geschwistern einen vernichtenden Blick zu und sagte dann zu der Dame, mit der er auf recht freundlichem Fuß zu stehen schien:

„Wenn Sie mir erlauben, werde ich mit Ihnen bis zur Kreuzung fahren; es wird spät und es sind Landstreicher unterwegs.“

Niemand wird jemals erfahren, welche Antwort die junge Dame auf dieses galante Angebot zu geben beabsichtigte, denn sofort, als Anthea es hörte, stürzte sie hervor, wobei sie gegen den Schweinetrog stieß, aus dem sich eine trübe Flut ergoß. Und packte das Lamm (ich vermute, ich sollte Hilary sagen) am Arm. Die anderen folgten, und im Nu waren die vier schmutzigen Kinder sichtbar und konnten nicht mehr versteckt werden.



„Lassen Sie ihn nicht,“ sagte Anthea zu der Dame und sie sprach mit intensiver Ernsthaftigkeit, „er ist nicht fähig, mit jemandem mitzugehen!“

„Hau ab, Kleine,“ sagte St. Maur (wie wir ihn jetzt nennen wollen) mit fürchterlicher Stimme. „Geh sofort nach Hause!“

„Sie sollten sich lieber nicht mit ihm abgeben,“ fuhr die jetzt verwegene Anthea fort. „Er weiß nicht, wer er ist. Er ist etwas ganz anderes als Sie denken.“

„Was meinst du damit?“ fragte die Dame nicht unnatürlicher Weise, während Devereux (wie ich das erwachsene Lamm nennen muß) vergeblich versuchte, Anthea wegzustoßen. Die anderen unterstützten sie und sie stand fest wie ein Fels.

„Wenn Sie zulassen, daß er Sie begleitet,“ sagte Anthea, „werden Sie bald sehen, was ich meine! Wie würde es Ihnen gefallen, wenn Sie plötzlich ein kleines, hilfloses Baby sehen, das neben Ihnen den Hügel hinuntertrudelt mit den Füßen oben auf dem Fahrrad, über das es die Kontrolle verloren hat?“

Die Dame war ziemlich bleich geworden.

„Wer sind diese äußerst schmutzigen Kinder?“ fragte sie das erwachsene Lamm (auf diesen Seiten manchmal St. Maur genannt). „Ich weiß nicht,“ log er schmählich.

„Ach, Lamm! Wie *kannst* du nur?“ rief Jane; „wenn du sehr wohl weißt, daß du unser einziger kleiner Babybruder bist, den wir so gernhaben. Wir sind seine großen Geschwister,“ erklärte sie der Dame, die jetzt mit zitternden Händen ihr Fahrrad zum Tor drehte, „und wir müssen auf ihn aufpassen. Und wir müssen ihn vor Sonnenuntergang nach Hause bringen, sonst weiß ich nicht, was aus uns wird. Er ist nämlich irgendwie verzaubert – verwunschen – Sie wissen schon, was ich meine!“

Immer wieder hatte das Lamm (Devereux, meine ich) versucht, Janes Eloquenz aufzuhalten, aber Robert und Cyril hielten ihn fest, jeder an einem Bein, und eine passende Erklärung war nicht möglich. Die Dame fuhr eilig fort und elektrisierte ihre Verwandten beim Essen, indem sie ihnen von ihrer Flucht vor einer Familie gefährlicher Irrer berichtete. „Die Augen des kleinen Mädchens waren einfach die einer Wahnsinnigen. Ich kann mir nicht denken, wie sie dazu kam, auf freiem Fuß zu sein,“ sagte sie.

Als ihr Fahrrad die Straße hinuntergesaust war, sprach Cyril ernst.

„Hilary, alter Junge,“ sagte er, „du mußt einen Sonnenstich oder sowas gehabt haben. Und was du zu dieser Dame gesagt hast! Ja, wenn wir dir berichten würden, was du gesagt hast, würdest du, sobald du wieder du selbst bist, sagen wir morgen früh, es nicht einmal verstehen, geschweige denn glauben! Vertrau mir, alter Junge, und komm jetzt nach Hause, und wenn du morgen früh nicht wieder auf der Reihe bist, bitten wir den Milchmann, daß er den Arzt bittet zu kommen.“

Das arme erwachsene Lamm (St. Maur war wirklich einer seiner Vornamen) schien jetzt zu verwirrt zu sein, um Widerstand zu leisten.

„Da ihr alle so verrückt zu sein scheint wie die ganze hochwohllöbliche Zunft der Hutmacher,“ sagte er bitter, „nehme ich an, daß es besser ist, euch nach Hause zu bringen. Aber ihr dürft nicht glauben, daß ich das auf sich beruhen lasse. Morgen früh kriegt ihr alle was von mir zu hören.“

„Ja, mein Lamm,“ sagte Anthea leise, „aber es wird überhaupt nicht das sein, das du im Sinn hast.“

In ihrem Herzen konnte sie die hübsche, sanfte, kleine, liebevolle Stimme des kleinen Lamms – so verschieden von den affektierten Tönen des gräßlichen erwachsenen Lamms (dessen einer Name Devereux war) – sagen hören: „Ich lieb Panthi – will zu einziger Panthi.“

„Ach, gehn wir um Himmels willen nach Hause,“ sagte sie. „Du sollst morgen früh sagen, was du willst – wenn du kannst,“ fügte sie flüsternd hinzu.

Es war eine trübsinnige Gesellschaft, die durch den milden Abend heimwärts ging. Während Antheas Bemerkungen hatte sich Robert wieder mit der Nadel und den Fahrradreifen befaßt und das Lamm (das sie St. Maur oder Devereux oder Hilary nennen mußten) schien endlich und wirklich genug vom Reifenflicken zu haben. So wurde das Rad geschoben.

Die Sonne war gerade dabei unterzugehen, als sie beim Weißen Haus ankamen. Die vier älteren Kinder hätten sich gern noch auf dem Weg herumgedrückt, bis der vollständige Sonnenuntergang das erwachsene Lamm (mit dessen Vornamen ich euch nicht mehr langweilen will, indem ich sie wiederhole) in ihren einzigen lieben lästigen kleinen Bruder verwandelte. Aber er in seiner Erwachsenenart bestand darauf weiterzugehen, und folglich traf er im Vorgarten auf Martha.

Nun erinnert ihr euch ja, daß das Psammead es als eine besondere Gunst so eingerichtet hatte, daß das Personal im Haus niemals eine Veränderung bemerkte, die durch die Wünsche der Kinder stattfand. Deshalb sah Martha nur die übliche Gruppe mit dem kleinen Lamm, um das sie sich den ganzen Nachmittag Sorgen gemacht hatte, wie er neben Anthea auf dicken Babybeinen trottete, während die Kinder natürlich immer noch das erwachsene Lamm sahen (vergeßt, auf welche Namen er getauft worden war), und Martha stürzte auf ihn zu und nahm ihn in die Arme, wobei sie rief:

„Komm doch zu deiner einzigen Martha – mein kostbares Püppchen!“

Das erwachsene Lamm (dessen Namen jetzt dem Vergessen anheimfallen sollen) wehrte sich wütend. Ein Ausdruck hochgradigen Abscheus und Ärgers zeigte sich auf seinem Gesicht. Aber Martha war stärker als er. Sie hob ihn hoch und trug ihn ins Haus. Keines der Kinder wird jemals diesen Anblick vergessen. Der adrette erwachsene junge Mann im grauen Flanellanzug mit der grünen Krawatte und dem kleinen schwarzen Schnurrbart – zum Glück war er leicht gebaut und nicht groß – zappelte in den kräftigen Armen Marthas, die den Hilflosen wegtrug und ihn beim Gehen beschwor, jetzt ein braver Junge zu sein und sein Brot-mit-Milch zu essen! Zum Glück ging die Sonne unter, als sie die Türschwelle erreichten, das Fahrrad verschwand und Martha war zu sehen, wie sie das richtige lebende liebe schläfrige zweijährige Lamm ins Haus trug. Das erwachsene Lamm (hinfort namenlos) war fort für immer.

„Für immer,“ sagte Cyril, „weil wir, sobald das Lamm alt genug ist, um eingeschüchtert zu werden, unbedingt anfangen müssen, ihn zu seinem Besten einzuschüchtern, damit er nicht *so* aufwächst.“

„Du sollst ihn nicht einschüchtern,“ sagte Anthea entschieden, „nicht, wenn ich es verhindern kann.“

„Wir müssen ihn durch Freundlichkeit zähmen,“ sagte Jane.

Seht mal,“ sagte Robert, „wenn er auf die übliche Weise heranwächst, wird reichlich Zeit sein, ihn dabei zu korrigieren. Das Schrecklichste heute war, daß er so plötzlich erwachsen wurde. Es war gar keine Zeit, ihn zu verbessern.“

„Er braucht keine Verbesserung,“ sagte Anthea, als die Stimme des Lamms gurrend durch die offene Tür erklang, genau wie sie sie am Nachmittag in ihrem Herzen gehört hatte: „Ich lieb Panthi – will zu meiner Panthi!“



10 Skalpe

Wahrscheinlich wäre der Tag ein größerer Erfolg gewesen, hätte Cyril nicht „Der letzte Mohikaner“ gelesen. Die Geschichte ging ihm beim Frühstück im Kopf herum und als er sich die dritte Tasse Tee eingoß, sagte er träumerisch: „Ich wünschte, es gäbe in England Indianer – natürlich keine großen, sondern kleine, von ungefähr der richtigen Größe, damit wir mit ihnen kämpfen können.“

Zu diesem Zeitpunkt widersprach ihm jeder und niemand maß der Begebenheit irgendeine Bedeutung zu. Aber als sie zur Sandgrube gingen, um sich hundert Pfund in Zwei-Schilling-Stücken mit Königin Victorias Kopf zu wünschen, um Irrtümer zu vermeiden – was sie immer für einen wirklich vernünftigen Wunsch gehalten hatten, der sich als wohlgetan zeigen würde –, stellten sie fest, daß sie es schon wieder gemacht hatten! Denn das Psammead, das sehr verärgert und müde war, sagte:

„Ach, stört mich nicht. Ihr hattet euren Wunsch.“

„Meines Wissens nicht,“ sagte Cyril.

„Erinnerst du dich nicht an gestern?“ sagte der Sandelf noch verärgerter. „Du hast mich gebeten, eure Wünsche zu erfüllen, wo immer ihr zufällig seid, und ihr habt heute morgen gewünscht und habt es bekommen.“

„Ach ja?“ sagte Robert. „Was ist es?“

„Ihr habt es also vergessen?“ sagte das Psammead und begann zu graben. „Macht nichts; ihr werdet es früh genug wissen. Und ich wünsche euch viel Freude damit! Ein schönes Ding, das ihr euch eingebrockt habt.“

„Irgendwie machen wir das immer,“ sagte Jane traurig.

Das Seltsame war jetzt, daß sich niemand erinnern konnte, jemand habe an diesem Morgen irgend etwas gewünscht. Der Wunsch nach den Indianern war in niemandes Kopf steckengeblieben. Es war ein höchst beklommener Vormittag. Jeder versuchte sich zu erinnern, was gewünscht worden war, und niemand konnte es und jeder erwartete ständig, daß jeden Augenblick etwas Schreckliches passierte. Es war äußerst beunruhigend; sie wußten durch das, was das Psammead gesagt hatte, daß sie etwas Unerwünschteres als üblich gewünscht haben mußten, und sie verbrachten mehrere Stunden in qualvoller Ungewißheit. Es war nahezu Mittagessenszeit, als Jane über den „Letzten Mohikaner“ stolperte – der natürlich mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden liegengelassen worden war –, und als Anthea sie und das Buch aufgehoben hatte, sagte sie plötzlich: „Ich weiß es!“ und setzte sich platt auf den Teppich.

„Ach, Pussy, wie schrecklich! Es waren Indianer, die er sich gewünscht hatte – Cyril – beim Frühstück, erinnerst du dich nicht? Er sagte: ‚Ich wünschte, es gäbe Indianer in England‘ – und jetzt gibt es welche und sie werden wahrscheinlich im ganzen Land die Leute skalpieren.“

„Vielleicht sind sie nur in Northumberland und Durham,“ sagte Jane beschwichtigend. Es war fast unmöglich zu glauben, daß es Leuten wirklich sehr wehtun würde, so weit weg skalpiert zu werden.

„Glaub das nur nicht!“ sagte Anthea. „Das Sammet hat gesagt, daß wir uns was Schönes eingebrockt haben. Das heißt, daß sie *hierher* kommen. Und angenommen, sie skalpieren das Lamm!“

„Vielleicht würde das Skalpieren bei Sonnenuntergang wieder rückgängig gemacht,“ sagte Jane, aber sie sprach nicht so hoffnungsvoll wie sonst.

„Das nicht!“ sagte Anthea. „Was sich aus den Wunscherfüllungen ergibt, verschwindet nicht! Denk an die fünfzehn Schilling! Pussy, ich werde etwas kaputtmachen und du mußt mir jeden Penny geben, den du hast. Die Indianer werden *hierherkommen*, siehst du das nicht ein? Das tückische Sammet hat das so gut wie gesagt. Du begreifst meinen Plan? Komm schon!“

Jane begriff gar nichts. Aber sie folgte widerstandslos ihrer Schwester in Mutters Schlafzimmer.

Anthea hob den schweren Wasserkrug herunter – er hatte ein Muster mit Störchen und langen Gräsern, was Anthea niemals vergaß. Sie trug ihn ins Ankleidezimmer und leerte das Wasser vorsichtig in die Waschwanne. Dann brachte sie den Krug zurück ins Schlafzimmer und ließ ihn auf den Fußboden fallen. Ihr wißt, daß ein Krug immer zerbricht, wenn man ihn aus Versehen fallen läßt. Wenn man ihn aber mit Absicht fallen läßt, ist es ganz anders. Anthea ließ den Krug dreimal fallen und er war so unzerbrochen wie zuvor. Deshalb mußte sie ihres Vaters Stiefelspanner nehmen und damit den Krug kaltblütig zerschlagen. Es war herzlose Arbeit.

Als nächstes brach sie mit dem Feuerhaken die Missionssammelbüchse auf. Jane sagte ihr natürlich, daß es unrecht war, aber Anthea preßte die Lippen sehr fest zusammen und sagte dann:

„Sei nicht albern – es geht um Leben und Tod.“

Sehr viel war nicht in der Missionssammelbüchse – nur sieben Schilling und vier Pence –, aber die Mädchen hatten zusammen fast vier Schilling. Das ergab mehr als elf Schilling, wie ihr leicht sehen könnt.

Anthea knüpfte das Geld in einen Zipfel ihres Taschentuchs. „Komm, Jane!“ sagte sie und rannte zum Bauernhof hinunter. Sie wußte, daß der Bauer an diesem Nachmittag nach Rochester fuhr. Eigentlich war verabredet, daß er die vier Kinder mitnehmen sollte. Sie hatten dies in der glücklichen Stunde geplant, als sie glaubten, sie würden von dem Psammead die hundert Pfund in Zwei-Schilling-Stücken bekommen. Sie hatten verabredet, daß jeder dem Bauern zwei Schilling für die Fahrt bezahlte. Jetzt erklärte ihm Anthea hastig, daß sie nicht fahren konnten, aber würde er stattdessen Martha und das Baby mitnehmen? Er war einverstanden, aber nicht erfreut, statt acht Schilling nur eine Halbe Krone zu bekommen.

Dann liefen die Mädchen wieder nach Hause. Anthea war aufgeregt, aber nicht nervös. Als sie später dazu kam, darüber nachzudenken, konnte sie nicht umhin zu begreifen, daß sie mit der umsichtigsten Schnelligkeit gehandelt hatte, ganz wie ein geborener General. Sie holte eine kleine Schachtel aus ihrer Eckschublade und ging zu Martha, die den Tisch deckte und nicht bester Laune war.

„Hör mal,“ sagte Anthea. „Ich habe den Waschkrug in Mutters Zimmer zerbrochen.“

„Sieht dir ähnlich – immer irgendeinen Unfug anrichten,“ sagte Martha und knallte den Salzstreuer hin.

„Sei nicht böse, liebe Martha,“ sagte Anthea. „Ich habe genug Geld, um einen neuen zu bezahlen - wenn du nur ein Schatz bist und ihn für uns besorgst. Deine Cousinen haben doch einen Porzellanladen, stimmt's? Und ich hätte es gern, daß du ihn heute besorgst, falls Mutter morgen heimkommt. Du weißt doch, daß sie gesagt hat, sie würde es vielleicht.“

„Aber ihr fahrt doch alle selbst in die Stadt,“ sagte Martha.

„Das können wir uns nicht leisten, wenn wir den neuen Krug kaufen,“ sagte Anthea; „aber wir bezahlen für dich, wenn du fährst und das Lamm mitnimmst. Und hör mal, liebe Martha, schau hier – ich schenke dir meine Liberty-Schachtel, wenn du fährst. Sieh mal, sie ist äußerst hübsch – ganz mit echtem Silber und Ebenholz und Elfenbein eingelegt wie König Salomons Tempel.“

„Ich seh schon,“ sagte Martha; „nein, ich möchte deine Schachtel nicht, Miss. Was du möchtest, ist das liebe Lamm für den Nachmittag loswerden. Glaub nur nicht, daß ich dich nicht durchschaue.“

Dies traf so sehr zu, daß Anthea danach lechzte, es sofort zu bestreiten. Martha hatte kein Recht, so viel zu wissen. Aber sie hielt den Mund.

Martha stellte das Brot mit einem Knall hin, der es von seinem Holzteller springen ließ.

„Ich *möchte* doch den Krug haben,“ sagte Anthea sanft. „Du *wirst* doch fahren, nicht wahr?“

„Na ja, dieses eine Mal macht es mir nichts aus; aber denkt daran, nicht wieder euren abscheulichen Unfug zu treiben, während ich weg bin – das ist alles!“

„Er fährt früher als er dachte,“ sagte Anthea eifrig. „Du beeilst dich besser und ziehst dich um. Zieh doch das schöne purpurne Kleid an, Martha, und den Hut mit den rosa Kornblumen und den gelben Spitzenkragen. Jane deckt den Tisch zu Ende und ich wasche das Lamm und mache es fertig.“

Während sie das widerstrebende Lamm wusch und in seine besten Kleider steckte, spähte Anthea ab und zu aus dem Fenster; bis jetzt war alles gut – sie konnte keine Indianer sehen. Als mit Hektik und Gerenne und einiger Vertiefung der rosigen Gesichtsfarbe Marthas sie und das Lamm gegangen waren, holte Anthea tief Luft.

„*Er* ist in Sicherheit!“ sagte sie und warf sich zu Janes Entsetzen auf den Boden und brach in eine Flut von Tränen aus. Jane verstand überhaupt nicht, wie jemand so tapfer und einem General gleich sein konnte und dann plötzlich zusammenbrach und erschlaffte wie ein Luftballon, den man ansticht. Es ist natürlich besser, nicht zu erschlaffen, aber ihr werdet bemerken, daß Anthea nicht zusammenbrach, bis ihr Ziel erreicht war. Sie hatte das liebe Lamm aus der Gefahr geschafft – sie hatte das sichere Gefühl, daß die Indianer rund um das Weiße Haus auftauchen würden oder nirgends – und der Wagen des Bauern würde nicht vor Sonnenuntergang zurückkommen; deshalb konnte sie es sich leisten, ein bißchen zu weinen. Es war teilweise aus Freude, daß sie weinte, weil sie getan hatte, was sie tun wollte. Sie weinte ungefähr drei Minuten, während Jane sie unglücklich umarmte und in Fünf-Sekunden-Abständen sagte: „Wein doch nicht, liebe Panther!“

Dann sprang sie auf, rieb sich die Augen fest mit dem Zipfel ihrer Schürze, so daß sie für den Rest des Tages rot blieben, und begann, alles den Jungen zu erzählen. Aber genau in diesem Moment läutete die Köchin zum Essen und nichts konnte gesagt werden, bis sie alle mit Rinderhack versorgt waren. Dann verließ die Köchin das Zimmer und Anthea erzählte ihre Geschichte. Aber es ist ein Fehler, eine spannende Geschichte zu erzählen, wenn Leute Hackfleisch und Salzkartoffeln essen. An dem Essen schien etwas zu sein, das die Vorstellung von Indianern abgeschmackt und unglaubwürdig machte. Tatsächlich lachten die Jungen und nannten Anthea ein kleines Dummchen.

„Ach was,“ sagte Cyril, „ich bin ziemlich sicher, daß Jane, bevor ich es sagte, sich wünschte, es würde ein schöner Tag.“

„Stimmt nicht,“ sagte Jane kurz.

„Na, wenn es Indianer sein sollten,“ fuhr Cyril fort, „– Salz bitte, und Senf – ich brauche was, um diese Pampe hinunterzukriegen – wenn es Indianer sein sollten, hätten sie diesen Ort schon längst heimgesucht – das wißt ihr auch. Ich glaube, es ist der schöne Tag.“

„Warum hat dann das Sammet gesagt, daß wir uns was Schönes eingebrockt haben?“ fragte Anthea. Sie war sehr verärgert. Sie wußte, daß sie nobel und umsichtig gehandelt hatte, und danach war es sehr hart, ein kleines Dummchen genannt zu werden, besonders wenn sie die Last einer aufgebrochenen Missionssammelbüchse und rund sieben Schilling und vier Pence, überwiegend in Kupfermünzen, wie Blei auf ihrem Gewissen liegen hatte.

Es trat Stille ein, während die Köchin die hackfleischigen Teller abräumte und den Siruppudding hereinbrachte. Sobald sie gegangen war, fing Cyril wieder an.

„Natürlich will ich damit nicht sagen,“ räumte er ein, „daß es nicht gut war, Martha und das Lamm für den Nachmittag aus dem Weg zu schaffen; aber was die Indianer betrifft – ihr wißt doch sehr gut, daß die Wünsche immer auf die Minute erfüllt werden. Wenn es Indianer sein sollten, wären sie jetzt hier.“

„Ich vermute, daß sie es sind,“ sagte Anthea; „sie lauern im Unterholz, soviel man weiß. Ich finde, du bist ganz tierisch gemein.“

„Indianer lauern aber doch *wirklich* fast immer, nicht wahr?“ warf Jane ein, ängstlich auf Frieden bedacht.

„Nein, machen sie nicht,“ sagte Cyril schneidend. „Und ich bin nicht gemein, ich bin nur ehrlich. Und ich sage, daß es völliger Blödsinn war, den Wasserkrug zu zerbrechen, und was die Missionssammelbüchse betrifft, so glaube ich, daß es ein Hochverratsverbrechen ist, und ich würde mich nicht wundern, wenn du dafür gehängt werden könntest, falls jemand von uns es verraten würde –“

„Halt die Klappe, oder kannst du das nicht?“ sagte Robert, aber Cyril konnte es nicht. Er hatte nämlich im Innersten das Gefühl, daß es gänzlich seine Schuld war, wenn Indianer da wären; deshalb wollte er nicht an sie glauben. Und zu versuchen, nicht an etwas zu glauben, wenn man im Innersten fast sicher weiß, daß es wahr ist, macht so schlechte Laune wie nur irgend etwas, das ich kenne.

„Es ist einfach idiotisch,“ sagte er, „von Indianern zu reden, wenn ihr selber sehen könnt, daß es Jane ist, die ihren Wunsch erfüllt kriegte. Sehr, was für ein schöner Tag es ist – OH –“

Er hatte sich zu Fenster gedreht, um die Schönheit des Tages zu demonstrieren – auch die anderen drehten sich um – und ein starre Stille packte Cyril und keiner der anderen mochte sie brechen. Denn dort lugte um die Ecke des Fensters, zwischen den roten Blättern des wilden Weins, ein Gesicht – ein braunes Gesicht mit langer Nase und einem schmalen Mund und sehr wachen Augen. Und das Gesicht war mit farbigen Flecken bemalt. Es hatte lange schwarze Haare und in den Haaren steckten Federn!

Bei jedem Kind im Zimmer ging der Mund auf und blieb offen. Der Siruppudding auf ihren Tellern wurde weiß und kalt. Niemand konnte sich rühren.

Plötzlich wurde der gefiederte Kopf vorsichtig zurückgezogen und der Bann war gebrochen. Ich muß leider sagen, daß Antheas erste Worte sehr mädchenstypisch waren.

„Na bitte!“ sagte sie. „Ich hab's euch ja gesagt!“

Siruppudding hatte jetzt endgültig seine Reize verloren. Sie wickelten hastig ihre Portionen in einen *Spectator* von vorvorletzter Woche ein und versteckten sie hinter dem Behälter für zerknülltes Anmachpapier und flüchteten nach oben, um zu rekognoszieren und einen eiligen Kriegsrat zu halten.

„Pax“, sagte Cyril großzügig, als sie Mutters Schlafzimmer erreichten. „Panther, es tut mir leid, daß ich solch ein Scheusal war.“ „Schon gut“, sagte Anthea, „aber jetzt siehst du es selbst!“

Weitere Spuren von Indianern konnten jedoch von den Fenstern aus nicht festgestellt werden.

„So“, sagte Robert, „was sollen wir machen?“

„Das einzige, das mir einfällt“, sagte Anthea, die jetzt allgemein als Heldin des Tages anerkannt war, „ist: wir ziehen uns wie Indianer an, so gut wir können, und schauen aus den Fenstern oder gehen sogar hinaus. Sie denken vielleicht, daß wir die mächtigen Anführer eines großen Nachbarstammes sind, und – und tun uns nichts, nämlich aus Angst vor furchtbarer Rache.“

„Aber Eliza und die Köchin?“ sagte Jane.

„Du vergißt, daß sie nichts bemerken können“, sagte Robert. „Sie würden nichts Ungewöhnliches feststellen, selbst wenn sie skalpiert oder auf kleinem Feuer geröstet würden.“

„Aber würden sie bei Sonnenuntergang wieder in Ordnung sein?“

„Natürlich. Du kannst nicht wirklich skalpiert oder verbrannt werden, ohne es zu merken, und du würdest es sicher am nächsten Tag merken, selbst wenn es zu der Zeit deiner Aufmerksamkeit entgangen ist“, sagte Cyril. „Ich glaube, Anthea hat recht, aber wir werden eine schreckliche Menge Federn brauchen.“

„Ich gehe zum Hühnerstall“, sagte Robert. „Einer der Truthähne ist dort drin – ihm geht's nicht sehr gut. Ich könnte seine Federn abschneiden, ohne daß er sich viel draus macht. Ihm geht's sehr schlecht – scheint ihm egal zu sein, was mit ihm passiert. Holt mir die Ausschneideschere.“

Ernsthaftes Rekognoszieren überzeugte sie alle, daß im Geflügelhof keine Indianer waren. Robert ging. Nach fünf Minuten kam er zurück – bleich, aber mit vielen Federn.

„Paßt auf“, sagte er, „das ist mächtig ernst. Ich schnitt die Federn ab und als ich mich umdrehte, um rauszukommen, spähte ein Indianer unter dem alten Hühnerkäfig hervor nach mir. Ich schwenkte einfach die Federn und johlte und kam weg, bevor er den Käfig von sich loskriegen konnte. Panther, hol die bunten Decken von unseren Betten und mach schnell, hörst du?“

Es ist wunderbar, wie man sich mit Decken und Federn und farbigen Schals zu einem Indianer machen kann. Natürlich hatte keines der Kinder lange schwarze Haare, aber es gab eine Menge schwarzes Kaliko, das beschafft worden war, um darin Schulbücher einzuschlagen. Das schnitten sie in eine Art dünne Fransen und befestigten es mit bernsteinfarbenen Bändern von den Sonntagskleidern der Mädchen auf ihren Köpfen. Dann steckten sie Truthahnfedern in die Bänder. Das Kaliko sah langen schwarzen Haaren sehr ähnlich, besonders wenn die Streifen sich ein bißchen kräuselten.

„Aber unsere Gesichter,“ sagte Anthea; „sie haben überhaupt nicht die richtige Farbe. Wir sind alle ziemlich blaß, und ich weiß nicht warum, aber Cyril sieht bleich wie Wachs aus.“

„Mach ich gar nicht,“ sagte Cyril.

„Die echten Indianer draußen scheinen bräunlich zu sein,“ sagte Robert schnell. „Ich denke, wir sollten richtig rot sein – es ist irgendwie höherwertig, rote Haut zu haben, wenn man Indianer ist.“

Der rote Ocker, den die Köchin für die Küchenbacksteine verwendete, schien das Roteste im Haus zu sein. Die Kinder mischten etwas davon in einer Untertasse mit Milch, wie sie es die Köchin für den Küchenfußboden hatten machen sehen. Dann bemalten sie damit sorgfältig gegenseitig Gesichter und Hände, bis sie so rot waren, wie eine Rothaut sein sollte – wenn nicht roter.

Sie wußten sofort, daß sie sehr schrecklich aussehen mußten, als sie im Flur auf Eliza stießen, denn sie schrie laut. Dieses unbestellte Zeugnis erfreute sie sehr. Sie sagten ihr schnell, sie solle keine dumme Gans sein und daß es nur ein Spiel sei, und dann gingen die vier deckenumhüllten, gefiederten, wirklich-und-wahrhaftigen Rothäute kühn hinaus, um auf den Feind zu treffen. Ich sage kühn. Das mache ich, weil ich höflich sein will. Jedenfalls gingen sie.

Entlang der Hecke, die den Wildwuchs vom Garten trennte, gab es eine Reihe dunkler Köpfe, alle stark befiedert.

„Es ist unsere einzige Chance,“ flüsterte Anthea. „Viel besser, als auf ihren blutrünstigen Angriff zu warten. Wir müssen wie verrückt vortäuschen. Wie bei diesem Kartenspiel, wo man so tut, als ob man Asse hat, ohne sie zu haben. Paffen heißt es, glaube ich. Also los. Yippiie!“

Mit vier wilden Schlachtrufen – oder so nahe daran, wie von vier englischen Kindern ohne vorhergehendes Üben erwartet werden konnte – stürzten sie durch das Gartentor und nahmen vor der Reihe der Indianer vier kriegerische Haltungen ein. Die Indianer waren alle von ungefähr gleicher Größe und diese Größe entsprach der Cyrils.

„Ich hoffe inständig, daß sie Englisch sprechen können,“ sagte Cyril aus seiner Haltung heraus.

Anthea wußte, daß sie es konnten, obwohl sie nicht wußte, woher sie es wußte. Sie hatte ein weißes Handtuch an einen Spazierstock gebunden. Dies war eine Parlamentärflagge und sie schwenkte sie in der Hoffnung, daß die Indianer wußten, was es war. Offenbar wußten sie es – denn einer, der brauner als die anderen war, trat vor.

„Ihr wollt ein Pow-Wow?“ sagte er in ausgezeichnetem Englisch. „Ich bin Goldener Adler vom mächtigen Stamm der Felsenbewohner.“

„Und ich,“ sagte Anthea mit einer plötzlichen Eingebung, „bin der Schwarze Panther – Häuptling des – des – des Mazawattee-Stammes; meine Brüder – das meine ich nicht – doch – der Stamm – ich meine die Mazawattees – liegen unterhalb des Kammes des Hügels dorten im Hinterhalt.“

„Und welche mächtigen Krieger sind die hier?“ fragte Goldener Adler, an die anderen gewandt.

Cyril sagte, er sei der große Häuptling Squirrel vom Moning Congo Stamm, und als er sah, daß Jane am Daumen lutschte und sich offensichtlich keinen Namen für sich ausdenken konnte, fügte er hinzu: „Dieser

große Krieger ist Wilde Katze – Pussy Ferox nennen wir sie in diesem Land – Anführer des gewaltigen Phiteezi-Stammes.“

„Und du, tapfere Rothaut?“ wollte Goldener Adler plötzlich von Robert wissen, der überrascht nur erwidern konnte, daß er Bobs war, Anführer der Berittenen Kap-Polizei.

„Und jetzt,“ sagte Schwarzer Panther, „werden unsere Stämme, wenn wir nur nach ihnen pfeifen, eurer mickrigen Streitkraft zahlenmäßig weit überlegen sein, deshalb ist Widerstand zwecklos. Kehrt daher in euer eigenes Land zurück, o Bruder, und raucht Friedenspfeifen in euren Wampums mit euren Squaws und euren Medizinmännern und kleidet euch in die buntesten Wigwams und eßt vergnügt die saftigen frisch gefangenen Mokassins.“

„Du verwechselst alles,“ murmelte Cyril erbost. Aber Goldener Adler schaute sie nur fragend an.

„Deine Gebräuche sind andere als die unseren, o Schwarzer Panther,“ sagte er. „Hole eure Stämme herbei, auf daß wir vor ihnen feierlich Pow-Wow abhalten können, wie es sich für große Häuptlinge schickt.“

„Wir werden sie gleich herholen,“ sagte Anthea, „mit ihren Bogen und Pfeilen und Tomahawks und Skalpiermessern und allem, was ihr euch ausdenken könnt, wenn ihr euch nicht beeilt zu verschwinden.“

Sie sprach tapfer genug, aber die Herzen aller Kinder schlugen wild und ihr Atem kam in immer kürzeren Stößen. Denn die kleinen echten Indianer schlossen um sie einen Ring – indem sie mit wütendem Gemurmel immer näher kamen –, so daß sie der Mittelpunkt einer Menge von dunklen, grausamen Gesichtern waren.

„Es hat keinen Zweck,“ flüsterte Robert. „Ich hab's gewußt. Wir müssen uns zum Psammead flüchten. Es hilft uns vielleicht. Wenn nicht – nun, ich vermute, daß wir bei Sonnenuntergang wieder lebendig werden. Ich frage mich, ob Skalpiern so weh tut, wie man sagt.“

„Ich schwenke wieder die Fahne,“ sagte Anthea. „Wenn sie zurückweichen, rennen wir los.“

Sie schwenkte das Handtuch und der Häuptling befahl seinen Gefolgsleuten zurückzuweichen. Dann begannen die Kinder zu rennen und stürzten wild auf die Stelle zu, wo die Reihe der Indianer am dünnsten war. Ihr erster Ansturm stieß ein halbes Dutzend Indianer nieder, über deren deckenbekleidete Körper die Kinder sprangen und direkt zur Sandgrube rannten. Es war keine Zeit, den sicheren leichten Weg zu nehmen, auf dem die Karren hinunterfahren – direkt über den Rand der Sandgrube stürzten sie, zwischen den gelben und hellpurpurnen Blumen und vertrockneten Gräsern, an den kleinen Eingangstüren der kleinen Uferschwalben vorbei, hüpfen, klammerten sich, prallten ab, stolperten, spreizten sich und rollten schließlich.

Gelber Adler und seine Leute holten sie genau an der Stelle ein, wo sie am Morgen das Psammead getroffen hatten. Atemlos und erschöpft erwarteten jetzt die unglücklichen Kinder ihr Schicksal.

„Du hast uns angelogen, o Schwarzer Panther von den Mazawattees – und auch du, Squirrel von den Moning Congos. Auch diese, Pussy Ferox von den Phiteezi und Bobs von der Berittenen Kap-Polizei – auch diese haben uns belogen, wenn nicht mit der Sprache, so doch durch ihr Schweigen. Ihr habt unter dem Schutz der Parlamentärflagge der Bleichgesichter gelogen. Ihr habt keine Gefolgsleute. Eure Stämme sind weit weg – sie folgen dem Pfad der Jagd. Was soll ihr Schicksal sein?“ schloß er, wobei er sich mit hämischen Lächeln an die anderen Indianer wandte.

„Machen wir Feuer!“ riefen seine Gefolgsleute und sofort begann ein Dutzend bereitstehender Freiwilliger, nach Brennholz zu suchen. Die vier Kinder, die jedes von zwei starken kleinen Indianern festgehalten wurden, warfen verzagte Blicke um sich. Ach, wenn sie nur das Psammead sehen könnten!

„Heißt das, uns zuerst zu skalpieren und dann zu rösten?“ fragte Anthea verzweifelt.

„Natürlich!“ Rothaut riß die Augen auf. „Das wird immer so gemacht.“

Die Indianer hatten einen Kreis um die Kinder gebildet und saßen jetzt auf dem Boden und starrten auf ihre Gefangenen. Es herrschte eine bedrohliche Stille.

Dann kamen langsam zu zweien und dreien die Indianer zurück, die Brennholz suchen gegangen waren, und sie kamen mit leeren Händen zurück. Sie hatten kein einziges Stück Holz für ein Feuer finden können! Das kann in der Tat niemand in diesem Teil Kents.

Die Kinder atmeten erleichtert tief auf, aber es wurde zu einem Stöhnen des Terrors. Denn jetzt wurde rings um sie mit blitzenden Messern gefuchelt. Im nächsten Moment wurde jedes Kind von einem Indianer gepackt; jedes schloß die Augen und versuchte, nicht zu schreien. Sie warteten auf die scharfe Tortur des Messers. Sie kam nicht. Im nächsten Moment wurden sie losgelassen und fielen als zitternder Haufen zu Boden. Ihre Köpfe taten überhaupt nicht weh. Sie fühlten sich nur seltsam kühl an. Wildes Kriegsgeschrei ertönte in ihren Ohren. Als sie es wagten, die Augen zu öffnen, sahen sie vier ihrer Feinde mit wilden Sprüngen und Schreien um sie herumtanzen, und jeder der vier schwenkte einen Skalp aus langen, fließenden schwarzen Haaren in der Hand. Sie griffen sich an die Köpfe – ihre eigenen Skalpe waren in Sicherheit! Die armen ungebildeten Wilden hatten die Kinder tatsächlich skalpiert. Aber nur die schwarzen Kalikolocken fielen dem sozusagen Skalpierten zum Opfer!

Die Kinder fielen schluchzend und lachend einander in die Arme.

„Ihre Skalpe gehören uns,“ sang der Häuptling; „schlecht verwurzelt waren ihre unseligen Haare! Unter den Händen der Sieger kamen sie herunter – ohne Kampf, ohne Widerstand überließen sie ihre Skalpe den siegreichen Felsenbewohnern! Oh, was für eine geringe Sache ist ein so leicht gewonnener Skalp!“

„Sie werden jeden Moment unsere echten holen; ihr werdet schon sehen,“ sagte Robert und versuchte, etwas von dem roten Ocker von Gesicht und Händen in die Haare zu reiben.

„Betrogen um unsere gerechte und feurige Rache sind wir,“ ging der Gesang weiter, „aber es gibt andere Martern als das Skalpiermesser und die Flammen. Doch ist das kleine Feuer die richtige Methode. Oh seltsames, unnatürliches Land, wo ein Mann kein Holz findet, seinen Feind zu verbrennen! – Ach, die grenzenlosen Wälder meiner Heimat, wo die großen Bäume über tausende Meilen weit wachsen, nur um Feuerholz zu liefern, notwendig, unsere Feinde zu rösten. Ah, wären wären wir wieder in unserem heimatlichen Wald!“

Plötzlich, wie ein Blitzstrahl, glänzte rings um die vier Kinder der goldene Kies statt der dunkelhäutigen Gestalten. Denn jeder einzelne Indianer war im Moment des Ausspruchs ihres Anführers verschwunden. Das Psammead mußte die ganze Zeit dagewesen sein. Und es hatte dem Indianerhäuptling seinen Wunsch erfüllt.

Martha brachte einen Krug mit dem Muster von Störchen und langen Gräsern nach Hause. Sie brachte auch Antheas Geld zurück.

„Meine Cousine hat mir den Krug als Glücksbringer geschenkt; sie sagte, er sei überzählig gewesen, weil die dazugehörige Schüssel zerbrochen war.“

„Ach Martha, du bist ein Schatz!“ seufzte Anthea und schloß sie in die Arme.

„Ja,“ kicherte Martha, „nutzt es aus, solange ihr mich habt. Ich werde kündigen, sofort wenn eure Mama zurückgekommen ist.“

„Aber Martha, wir sind doch nicht so *sehr* schrecklich zu dir gewesen, oder?“ fragte Anthea bestürzt.

„Oh, das ist es nicht, Miss.“ Martha kicherte immer mehr. „Ich werde heiraten. Es ist Beale, der Wildhüter. Er hat mir immer wieder einen Antrag gemacht, seit ihr von dem Pfarrer nach Hause gekommen seid, wo ihr auf dem Kirchturm eingeschlossen wart. Und heute habe ich Ja gesagt und ihn zu einem glücklichen Mann gemacht.“

Anthea steckte die sieben Schilling und vier Pence zurück in die Missionssammelbüchse und klebte Papier über die Stelle, wo sie der Feuerhaken aufgebrochen hatte. Sie war sehr froh, dies tun zu können, und sie weiß bis heute nicht, ob eine Missionssammelbüchse aufzubrechen eine Sache zum Gehängtwerden ist oder nicht.

II Der letzte Wunsch

Natürlich wißt ihr, die ihr hier oben seht, daß dies das elfte (und letzte) Kapitel ist, sehr gut, daß der Tag, von dem dieses Kapitel berichtet, der letzte sein muß, an dem Cyril, Anthea, Robert und Jane eine Chance haben werden, etwas aus dem Psammead oder Sandelf herauszuholen.

Aber die Kinder selbst wußten es nicht. Sie waren voll von rosigen Visionen, und während sie an anderen Tagen es äußerst schwierig gefunden hatten, sich etwas wirklich Schönes zum Wünschen auszudenken, waren jetzt ihre Gehirne voll von den herrlichsten und vernünftigsten Ideen. „Das ist immer so,“ wie Jane hinterher bemerkte. An diesem Morgen war jeder besonders früh aufgestanden, und die Pläne wurden vor dem Frühstück im Garten hoffnungsvoll diskutiert. Die alte Idee von hundert Pfund in Zwei-Schilling-Stücken war noch der größte Favorit, aber es gab andere, die ihr nahe kamen – besonders die „ein Pony für jeden“-Idee. Sie hatte einen großen Vorteil. Man konnte sich am Morgen ein Pony wünschen, den ganzen Tag auf ihm reiten, es bei Sonnenuntergang verschwinden lassen und es sich am nächsten Tag wieder wünschen. Das würde an Stallung und Stroh sparen. Aber beim Frühstück geschah zweierlei. Als erstes traf ein Brief von Mutter ein. Großmama ging es besser und Mutter und Vater hofften, am selben Nachmittag zu Hause zu sein. Jubel ertönte. Und natürlich verjagte diese Nachricht sofort alle Vorfrühstückswunschideen. Denn jeder sah ganz klar, daß der Wunsch des Tages etwas sein mußte, das Mutter erfreute und nicht die Kinder selbst.

„Was hätte sie denn nur gern, frage ich mich,“ sinnierte Cyril.

„Sie hätte gern, daß wir brav sind,“ sagte Jane sittsam.

„Ja – aber das ist für uns so langweilig,“ erwiderte Cyril, „und außerdem hoffe ich, daß wir das auch ohne die Hilfe von Sandelfen sein können. Nein, es muß etwas Grandioses sein, das wir unmöglich kriegen können, ohne es zu wünschen.“

„Paßt auf,“ sagte Anthea warnend; „denkt an gestern. Denkt daran, daß unsere Wünsche jetzt erfüllt werden, wo immer wir zufällig sind, wenn wir sagen ‚ich wünsche‘. Wir wollen nicht in irgend etwas Dummes hineingeraten – schon gar nicht heute.“

„Schon gut,“ sagte Cyril. „Du brauchst nicht zu predigen.“

Da kam Martha mit einem Krug voll heißem Wasser für die Teekanne herein – und einem Gesicht voll Wichtigkeit für die Kinder.

„Ein Segen, daß wir alle am Leben sind, um unser Frühstück zu essen!“ sagte sie dunkel.

„Wieso? Was ist denn passiert?“ fragten alle.

„Ach, nichts,“ sagte Martha, „nur daß heutzutage anscheinend niemand davor sicher ist, in seinem Bett ermordet zu werden.“

„Wieso,“ sagte Jane, während ihr ein angenehmer Schreckensschauer den Rücken und die Beine hinunter und aus den Zehen hinauslief, „ist denn jemand in seinem Bett ermordet worden?“

„Na ja – nicht direkt,“ sagte Martha, „aber es hätte sein können. Drüben in Peasmarsh Place sind Einbrecher gewesen – Beale hat's mir gerade erzählt – und sie haben jedes einzelne Stück von Lady Chittendens Diamanten und Juwelen und so gestohlen und sie fällt von einer Ohnmacht in die nächste mit kaum Zeit dazwischen, um ‚Ach, meine Diamanten!‘ zu sagen. Und Lord Chittenden ist in London.“

„Lady Chittenden,“ sagte Anthea, „die haben wir gesehen. Sie trägt ein rot-weißes Kleid und hat keine eigenen Kinder und kann die anderer Leute nicht ausstehen.“

„Das ist sie,“ sagte Martha. „Sie hat ihr ganzes Vertrauen auf Diamanten gesetzt und ihr seht, was es ihr gebracht hat. Es heißt, die Diamanten und Zeugs sind Tausende und Abertausende Pfund wert. Eine Halskette war darunter und eine Riviera – was immer das ist – und unendlich viele Armbänder und eine Tjarra und zahllose Ringe. Aber ich darf nicht dastehen und schwatzen und das ganze Haus muß saubergemacht werden, bevor eure Mama heimkommt.“

„Ich verstehe nicht, warum sie solche Mengen von Diamanten hat,“ sagte Anthea, als Martha davongestürzt war. „Sie ist eine ziemlich garstige Dame, fand ich. Und Mutter hat keine Diamanten und kaum Schmuck – die Topashalskette und den Saphirring, den ihr Papa zur Verlobung geschenkt hat, und den Granatstern und die kleine Perlenbroche mit Urgroßpapas Haar darin – das ist so ziemlich alles.“

„Wenn ich groß bin, kaufe ich Mutter unendlich viele Diamanten,“ sagte Robert, „falls sie welche will. Ich werde als Forscher in Afrika soviel Geld machen, daß ich nicht wissen werde, was ich damit anfangen soll.“

„Wäre es nicht toll,“ sagte Jane träumerisch, „wenn Mutter alle diese schönen Sachen finden würde, Halsketten und eine Riviera voll Diamanten und Tjarras?“

„Ti-aras,“ sagte Cyril.

„Also Ti-aras und Ringe und alles in ihrem Zimmer, wenn sie nach Hause kommt? Ich wünschte, sie würde es finden.“

Die anderen starrten sie entsetzt an.

„Tja, sie *wird* es,“ sagte Robert; „du hast es gewünscht, meine gute Jane – und unsere einzige Chance ist jetzt, das Psammead zu finden, und wenn es gute Laune hat, nimmt es vielleicht die Wunscherfüllung zurück und gewährt uns eine andere. Wenn nicht – tja – weiß der Himmel, worauf wir uns gefaßt machen müssen! – Polizei natürlich und – wein doch nicht, Dummchen! Wir stehen dir bei. Vater sagt, wir brauchen nie Angst zu haben, wenn wir nichts Unrechtes tun und immer die Wahrheit sagen.“

Aber Cyril und Anthea tauschten bekümmerte Blicke aus. Sie dachten daran, wie überzeugend die Wahrheit über das Psammead einst gewesen war, als sie der Polizei erzählt wurde.

Es war ein Tag des Pechs. Natürlich konnte das Psammead nicht gefunden werden. Und auch nicht die Juwelen, obwohl jedes der Kinder das Zimmer ihrer Mutter immer wieder durchsuchte.

„Natürlich,“ sagte Robert, „können *wir* sie nicht finden. Das wird Mutter machen. Vielleicht wird sie denken, daß sie seit Jahren im Haus sind, und gar nicht wissen, daß es die gestohlenen Juwelen sind.“

„O ja!“ Cyril war sehr höhnisch; „dann wird Mutter eine Hehlerin gestohlener Sachen sein und du weißt sehr gut, wieviel schlimmer *das* ist.“

Eine weitere gründliche Suche in der Sandgrube, um das Psammead zum Vorschein zu bringen, schlug fehl; so gingen die Kinder langsam und traurig zum Haus zurück.

„Mir ist es egal,“ sagte Anthea beherzt; „wir sagen Mutter die Wahrheit und sie wird die Juwelen zurückgeben und alles in Ordnung bringen.“

„Glaubst du das?“ fragte Cyril langsam. „Glaubst du, daß sie es glaubt? Kann irgend jemand an ein Sammet glauben, wenn er es nicht gesehen hat? Sie wird denken, daß wir das vorspiegeln. Oder sie denkt, daß wir komplett verrückt sind, und dann werden wir nach Bedlam geschickt. Wie würde euch das gefallen?“ – Er wandte sich plötzlich an die unglückliche Jane – „wie würde es dir gefallen, in einem eisernen Käfig mit Gitterstäben und gepolsterten Wänden eingeschlossen zu sein und nichts zu tun zu haben, als sich den ganzen Tag Strohhalme ins Haar zu stecken und dem Geheul und der Raserei der anderen Verrückten zu lauschen? Entschließt euch doch dazu, ihr alle. Es hat keinen Zweck, es Mutter zu erzählen.“

„Aber es ist wahr,“ sagte Jane.

„Natürlich, aber für Erwachsene ist es nicht wahr genug, um uns zu glauben,“ sagte Anthea. „Cyril hat recht. Wir wollen in alle Vasen Blumen stellen und versuchen, nicht an Diamanten zu denken. Schließlich ist alles noch jedesmal gut ausgegangen.“

So füllten sie alle Gefäße, die sie finden konnten, mit Blumen – Astern und Zinnien und locker belaubte späte Rosen von der Wand im Stallhof, bis das ganze Haus eine perfekte Gartenlaube war.

Und kaum war das Mittagsgeschirr abgeräumt, traf Mutter ein und wurde in acht liebevolle Arme geschlossen. Es war wirklich sehr schwer, ihr nicht sofort vom Psammead zu erzählen, weil sie es gewohnt waren, ihr alles zu erzählen. Aber es gelang ihnen, nichts zu erzählen.

Mutter hatte ihrerseits eine Menge zu berichten – von Großmama und Großmamas Tauben und Tantchen Emmas lahmem, zahmem Esel. Sie war ganz entzückt von der Blumenlaubigkeit des Hauses und alles schien so natürlich und angenehm zu sein, jetzt da sie wieder zu Hause war, daß die Kinder beinahe dachten, sie müßten das Psammead geträumt haben.

Aber als Mutter auf die Treppe zuing, um sich in ihr Schlafzimmer zu begeben und ihren Hut abzunehmen, umklammerten sie die acht Arme, als ob sie nur zwei Kinder hätte: das eine das Lamm und das andere ein Oktopus.

„Geh nicht rauf, liebste Mammi,“ sagte Anthea, „laß mich deine Sachen hochbringen.“

„Oder ich mach's,“ sagte Cyril.

„Wir möchten, daß du dir den Rosenstock anschaust,“ sagte Robert.

„Ach, geh nicht rauf!“ sagte Jane hilflos.

„Unsinn, ihr Lieben,“ sagte Mutter munter. „Ich bin noch keine so alte Frau, daß ich nicht meinen Hut am richtigen Ort abnehmen kann. Außerdem muß ich meine schwarzen Hände waschen.“

So ging sie hinauf und die Kinder folgten ihr und wechselten Blicke düsterer Vorahnung.

Mutter nahm den Hut ab – es war ein sehr hübscher Hut, wirklich, mit weißen Rosen verziert – und als sie ihn abgenommen hatte, ging sie zum Frisiertisch, um sich ihr schönes Haar zu richten.

Auf dem Tisch lag zwischen dem Ringständer und dem Nadelkissen ein grünes Lederetui. Mutter öffnete es. „Oh, wie wunderschön,“ rief sie. Es war ein Ring, eine große Perle mit blitzenden, vielfacettierten Diamanten um sie gesetzt. „Wo kommt der denn her?“ fragte Mutter und probierte ihn an ihrem Ringfinger an, auf den er bestens paßte. „Wie ist er hergekommen?“

„Weiß ich nicht,“ sagte jedes der Kinder wahrheitsgemäß.

„Vater muß Martha gesagt haben, ihn hier hinzulegen,“ sagte Mutter. „Ich laufe hinunter und frage sie.“

„Laß ihn mich mal sehen,“ sagte Anthea, die wußte, daß Martha den Ring nicht sehen konnte. Aber als Martha gefragt wurde, verneinte sie natürlich, den Ring dort hingelegt zu haben, und so auch Eliza und die Köchin.

Mutter kam in ihr Schlafzimmer, wegen des Rings ganz aufgereggt und erfreut. Als sie aber die Schublade des Frisiertischs aufmachte und ein langes Etui fand, das ein nahezu unbezahlbares Diamanthalsband enthielt, war sie noch aufgeregter, obwohl nicht so erfreut. Als sie ihren Hut weglegen wollte, fand sie im Kleiderschrank eine Tiara und mehrere Broschen und der Rest des Schmucks tauchte in der nächsten halben Stunde an verschiedenen Stellen des Zimmers auf. Die Kinder sahen immer unbehaglicher drein und jetzt fing Jane an zu schniefen.

Mutter sah sie ernst an.

„Jane,“ sagte sie, „ich bin sicher, daß du etwas darüber weißt. Jetzt denke nach, bevor du sprichst, und sag mir die Wahrheit.“

„Wir haben einen Elf gefunden,“ sagte Jane gehorsam.

„Keinen Unsinn bitte,“ sagte ihr Mutter scharf.

„Sei nicht albern, Jane,“ unterbrach Cyril. Dann fuhr er verzweifelt fort: „Sieh mal, Mutter, wir haben die Sachen noch nie zuvor gesehen, aber Lady Chittenden von Peasmarsh Place hat letzte Nacht ihren ganzen Schmuck durch schlimme Einbrecher verloren. Könnte er das vielleicht sein?“

Alle atmeten auf. Sie waren gerettet.

„Aber wie können sie ihn hierher geschafft haben? Und warum sollten sie?“ fragte Mutter nicht unvernünftig. „Es wäre doch einfacher und sicherer gewesen, sich damit davonzumachen?“

„Angenommen,“ sagte Cyril, „sie fanden es besser, auf den – Sonnenuntergang – die Abenddämmerung meine ich – zu warten, bevor sie mit dem Schmuck abhauten. Niemand außer uns wußte, daß du heute zurückkommst.“

„Ich muß sofort nach der Polizei schicken,“ sagte Mutter erregt. „Ach, wie ich wünschte, Papa wäre hier!“

„Wäre es nicht besser zu warten, bis er kommt?“ fragte Robert, der wußte, daß sein Vater nicht vor Sonnenuntergang zu Hause war.

„Nein, nein, ich kann keine Minute warten, solange das alles auf mir lastet,“ rief Mutter. „Das alles“ war der Haufen Schmuckkassetten auf dem Bett. Sie packten sie alle in den Kleiderschrank und Mutter verschloß ihn. Dann rief sie Martha herbei.

„Martha,“ sagte sie, „ist irgendein Fremder in meinem Zimmer gewesen, während ich weg war? Antworten Sie mir jetzt ehrlich.“

„Nein, gnä' Frau,“ antwortete Martha, „jedenfalls, damit meine ich –“
Sie hielt inne.

„Kommen Sie,“ sagte ihre Herrin freundlich, „ich höre heraus, daß jemand da war. Sie müssen mir das sofort sagen. Haben Sie keine Angst. Ich bin sicher, daß Sie nichts Unrechtes getan haben.“

Martha brach in schweres Schluchzen aus.

„Ich wollte Sie gerade heute vorwarnen, gnä' Frau, daß ich zum Monatsende kündige, das wollte ich – auf Grund daß ich dabei bin, einen anständigen jungen Mann glücklich zu machen. Wildhüter ist er von Beruf, gnä' Frau – und ich würde Sie nicht beschwindeln – namens Beale. Und es ist so wahr wie ich hier stehe, es war so, daß Sie in solcher Eile nach Hause gekommen sind, und keine Vorwarnung gemacht, und es war in seiner Herzengüte, daß er sagte, ‚Martha, meine Schöne‘ sagt er – was ich nicht bin und nie war, aber Sie wissen, wie die Männer reden –, ‚ich kann nicht mit ansehen, wie du dich abrackerst, und dir nicht eine helfende Hand leihen, die ein starker Arm ist und dir gehört, Martha, mein Schatz‘ sagt er. Und so hat er mir beim Fensterputzen geholfen – aber draußen, gnä' Frau, die ganze Zeit, und ich drinnen; wenn ich nie mehr noch ein Wort sage, ist es so wahr wie das Amen in der Kirche.“

„Warten Sie die ganze Zeit mit ihm zusammen?“ fragte ihre Herrin.

„Er draußen und ich drinnen, jawohl,“ sagte Martha, „außer daß ich einen frischen Eimer Wasser und den Lederlappen geholt habe, den diese Schlampe von Eliza hinter der Mangel versteckt hatte.“

„Das genügt,“ sagte die Mutter der Kinder. „Ich bin nicht erfreut über Sie, Martha, aber Sie haben die Wahrheit gesagt und das ist entscheidend.“

Als Martha gegangen war, drängten sich die Kinder um ihre Mutter.

„Ach, liebste Mammi,“ rief Anthea, „es ist nicht Beales Schuld, wirklich nicht! Er ist ein großer Schatz, das ist er, aufrichtig und ehrenhaft und ehrlich wie der hellichte Tag. Laß nicht die Polizei ihn verhaften, Mammi! Ach bitte, bitte nicht!“

Es war wirklich furchtbar. Hier wurde durch den dummen Wunsch Janes ein unschuldiger Mann des Raubes beschuldigt und es war absolut zwecklos, die Wahrheit zu sagen. Alle sehnten sich danach, aber sie dachten an die Strohhalme im Haar und an die Schreie der anderen rasenden Verrückten, und sie konnten es nicht tun.

„Gibt es hier irgendwo einen Wagen?“ fragte Mutter fieberhaft. „Irgendeinen Pferdewagen? Ich muß nach Rochester fahren und sofort die Polizei informieren.“

Alle Kinder schluchzten: „Es gibt einen Wagen auf dem Bauernhof, aber geh nicht, ach, geh nicht! – Geh nicht! – Ach, geh nicht – warte, bis Papa nach Hause kommt!“

Mutter nahm nicht die geringste Notiz davon. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, so zog sie es immer durch; sie war damit Anthea sehr ähnlich.

„Paß auf, Cyril,“ sagte sie, während sie ihren Hut mit langen, spitzen, veilchenköpfigen Nadeln feststeckte, „ich übergebe dir die Verantwortung. Bleib im Ankleidezimmer. Du kannst vorgeben, in der Wanne Schiffe

schwimmen zu lassen oder sonstwas. Sage, daß ich es dir erlaubt habe. Aber du bleibst hier und die Tür zum Treppenabsatz bleibt offen; die andere habe ich abgeschlossen. Und laß niemanden in mein Zimmer gehen. Denk daran, niemand weiß außer mir und euch und den gemeinen Dieben, die sie dort hingetan haben, daß der Schmuck dort ist. Robert, du bleibst im Garten und beobachtest die Fenster. Wenn jemand versucht einzusteigen, mußt du schleunigst den beiden Männern vom Bauernhof Bescheid sagen, die ich herschicken werde, damit sie in der Küche Wache halten. Ich werde ihnen sagen, daß sich hier gefährliche Kerle herumtreiben – das ist wahr genug. Denkt jetzt daran, daß ich euch beiden vertraue. Aber ich glaube nicht, daß sie etwas vor der Dunkelheit versuchen, deshalb besteht keine Gefahr für euch. Auf Wiedersehen, ihr Lieben.“

Und sie schloß ihre Schlafzimmertür ab und ging mit dem Schlüssel in der Tasche davon.

Die Kinder konnten nicht anders als die schneidige und entschiedene Weise ihres Handelns zu bewundern. Sie dachten, wie nützlich sie gewesen wäre, das Entkommen aus manchen der peinlichen Lagen zu organisieren, in denen sie sich kürzlich infolge ihrer mißratenen Wünsche wiedergefunden hatten.

„Sie ist ein geborener General,“ sagte Cyril, „aber ich weiß nicht, was mit uns geschehen wird. Selbst wenn die Mädchen das abscheuliche Sammet suchen und finden sollten und es dazu bringen, den Schmuck wieder wegzuschaffen, würde Mutter nur denken, wir hätten nicht richtig aufgepaßt und die Einbrecher sich einschleichen und die Juwelen klauen lassen – oder die Polizei wird denken, *wir* haben sie – oder daß Mutter sie zum Narren gehalten hat. Ach, das ist diesmal ein hübscher anständiger durchschnittlich grauenhafter Schlammassel, soviel steht fest.“

Er faltete grimmig ein Papierboot und ließ es in der Wanne schwimmen, wie ihm gesagt worden war.

Robert ging in den Garten und setzte sich mit dem unglücklichen Kopf zwischen den hilflosen Händen auf das abgewetzte gelbe Gras.

Anthea und Jane flüsterten miteinander unten im Flur, wo der Kokosläufer lag – mit dem Loch, in dem man immer mit dem Fuß hängenblieb, wenn man nicht aufpaßte. In der Küche war Marthas Stimme zu hören – laut und lange murrend.

„Es ist einfach viel zu furchtbar gräßlich,“ sagte Anthea. „Wie soll man wissen, daß auch alle Diamanten hier sind? Sind sie es nicht, wird die Polizei denken, Mutter und Vater haben sie und daß sie nur ein paar davon herausgeben als eine Art verzweifelte Bemäntelung. Und sie würden ins Gefängnis gesteckt und wir wären gebrandmarkte Ausgestoßene, die Kinder von Verbrechern. Und es wäre auch für Vater und Mutter gar nicht schön,“ fügte sie als aufrichtigen nachträglichen Einfall hinzu.

„Aber was können wir *tun*?“ fragte Jane.

„Nichts – wir könnten wenigstens wieder das Psammead suchen. Es ist ein sehr, *sehr* heißer Tag. Vielleicht ist es herausgekommen, um sich seinen Schnurrbart zu wärmen.“

„Es wird uns heute keine weiteren gemeinen Wunscherfüllungen gewähren,“ sagte Jane rundheraus. „Es wird jedesmal, wenn wir es treffen, immer unwirscher. Ich glaube, es haßt es, Wünsche zu erfüllen.“

Anthea hatte niedergeschlagen den Kopf geschüttelt – jetzt hörte sie damit so plötzlich auf, daß es wirklich so aussah, als spitze sie die Ohren.

„Was ist?“ fragte Jane. „Oh, ist dir etwas eingefallen?“

„Unsere einzige Chance,“ rief Anthea dramatisch; „die letzte alleinige verzweifelte Hoffnung! Komm mit.“

In flottem Trab ging sie voran zur Sandgrube. O Freude! – da war das Psammead und sonnte sich in einer goldenen sandigen Kuhle und putzte sich glücklich in der glühenden Nachmittagssonne den Schnurrbart. Sowie es sie sah, schnellte es herum und begann zu graben – offensichtlich bevorzugte es die eigene Gesellschaft vor der ihren. Aber Anthea war zu schnell. Sie packte es sanft aber resolut bei den pelzigen Schultern und hielt es fest.

„He – laß los!“ sagte das Psammead. „Laß mich los, hörst du?“

Aber Anthea hielt es fest.

„Liebes gutes Sammetschätzchen,“ sagte sie atemlos.

„Oh ja – das ist alles schön und gut,“ sagte es, „ihr wollt einen weiteren Wunsch erfüllt kriegen, vermute ich. Aber ich kann nicht von morgens bis in die Nacht schufteln, um Leuten ihre Wünsche zu erfüllen. Ich muß ein *bißchen* Zeit für mich selbst haben.“

„Haßt du es, Wünsche zu erfüllen?“ fragte Anthea sanft und ihre Stimme zitterte vor Aufregung.

„Natürlich,“ sagte es. „Laß mich los oder ich beiße! – Ich mache es – ich meine es ernst. Na schön, wenn du es riskieren willst.“

Anthea riskierte es und hielt weiter fest.

„Hör zu,“ sagte sie, „beiße mich nicht – sei vernünftig. Wenn du nur machst, was wir heute wollen, werden wir dich nie mehr um eine weitere Wunscherfüllung bitten, solange wir leben.“

Das Psammead war tief gerührt.

„Ich werde alles tun,“ sagte es mit tränenerstickter Stimme. „Ich würde mich nahezu platzen lassen, um euch einen Wunsch nach dem andern zu erfüllen, solange ich es aushalte, wenn ihr mich nur nie mehr, nie mehr nach dem heutigen Tag bittet, es zu machen. Wenn ihr wüßtet, wie ich es hasse, mich für die Wünsche anderer Leute aufzublasen, und welche Angst ich immer habe, daß ich einen Muskel oder irgendwas verzerre. Und dann jeden Morgen aufzuwachen und zu wissen, daß man es tun muß. Ihr wißt nicht, was es heißt – ihr wißt nicht, was es heißt, überhaupt nicht!“ Seine Stimme brach vor Ergriffenheit und das letzte „nicht“ war ein Quicken.

Anthea setzte es sacht in den Sand.

„Jetzt ist ja alles vorbei,“ sagte sie tröstend. „Wir versprechen ehrlich, ab morgen nie mehr um die Erfüllung eines weiteren Wunsches zu bitten.“

„Also los,“ sagte das Psammead, „bringen wir es hinter uns.“

„Wie viele schaffst du?“

„Ich weiß nicht – solange ich es aushalte.“

„Nun, als erstes wünsche ich, Lady Chittenden soll feststellen, daß sie ihre Juwelen niemals verloren hat.“

Das Psammead blies sich auf, fiel zusammen und sagte: „Erledigt.“

„Ich wünsche,“ sagte Anthea langsamer, „daß Mutter nicht zur Polizei kommt.“

„Erledigt,“ sagte das Wesen nach der üblichen Pause.

„Ich wünsche,“ sagte plötzlich Jane, „daß Mutter alles von den Diamanten vergißt.“

„Erledigt,“ sagte das Psammead, aber seine Stimme war schwächer.

„Möchtest du nicht ein bißchen ausruhen?“ fragte Anthea fürsorglich.

„Ja bitte,“ sagte das Psammead, „und bevor wir weitermachen, wollt ihr etwas für mich wünschen?“

„Kannst du nicht für dich selbst wünschen?“

„Natürlich nicht,“ sagte es, „von uns wurde immer erwartet, daß wir uns gegenseitig unsere Wünsche erfüllen – nicht daß wir in der guten alten Megatheriumzeit welche hatten, die der Rede wert waren. Wünscht einfach, daß ihr, jeder von euch, niemals fähig sein werdet, irgend jemandem auch nur ein Wort über *mich* zu erzählen.“

„Warum?“ fragte Jane.

„Na, begreifst du nicht, daß ich mein Lebtag keine Ruhe haben werde, wenn ihr Erwachsenen von mir erzählt? Sie würden mich in die Finger kriegen und wie ihr dummes Zeug wünschen, aber richtig ernste Sachen, und die Wissenschaftler würden höchstwahrscheinlich eine Methode entdecken, die Erfüllungen nach Sonnenuntergang weiterbestehen zu lassen, und sie würden um eine abgestufte Einkommensteuer bitten und um Alterspensionen und Wahlrecht für Männer und kostenlose höhere Schulbildung und solche langweiligen Dinge und sie kriegen und behalten und in der ganzen Welt würde es drunter und drüber gehen. Wünscht es doch! Schnell!“

Anthea wiederholte den Wunsch des Psammeads und es blies sich größer auf, als sie es jemals gesehen hatten.

„Und jetzt,“ sagte es, während es zusammenfiel, „kann ich noch etwas für euch tun?“

„Nur noch eines, und ich glaube, das bereinigt alles, nicht wahr, Jane? Ich wünsche, daß Martha den Diamantring vergißt und Mutter, daß der Wildhüter die Fenster geputzt hat.“

„Es ist wie ‚Die Messingflasche‘,“ sagte Jane.

„Ja, ich bin froh, daß wir das gelesen haben, oder ich hätte nie daran gedacht.“

„So,“ sagte das Psammead leise, „ich bin nahezu ausgelaugt. Gibt es sonst noch was?“

„Nein; nur herzlichen Dank für alles, das du für uns getan hast, und ich hoffe, daß du gut und lange schlafen wirst, und ich hoffe, daß wir dich eines Tages wiedersehen.“

„Ist das ein Wunsch?“ sagte es mit schwacher Stimme. „Ja, bitte,“ sagten die beiden Mädchen zugleich.

Dann sahen sie ein letztes Mal in dieser Geschichte, wie sich das Psammead aufblies und plötzlich zusammensackte. Es nickte ihnen zu, zwinkerte mit den lagen Schneckenaugen, grub und verschwand, heftig bis zum Schluß scharrend, und der Sand schloß sich über ihm.

„Ich hoffe, wir haben es richtig gemacht,“ sagte Jane.

„Ganz sicher,“ sagte Anthea. „Gehn wir nach Hause und erzählen es den Jungen.“

Anthea fand Cyril düster bei seinen Papierschiffchen und erzählte es ihm. Jane erzählte es Robert. Die beiden Erzählungen waren gerade beendet, als Mutter erhitzt und staubig hereinkam. Sie erklärte, daß auf dem Weg

nach Rochester, wo sie die Herbstschulkleider für die Mädchen kaufen wollte, die Wagenachse gebrochen war, und nur wegen der Enge des Weges und der hohen weichen Hecken war sie nicht aus dem Wagen geworfen worden. Sie war auch nicht verletzt, aber sie hatte nach Hause laufen müssen. „Und oh, meine allerliebsten Kinder,“ sagte sie, „ich sterbe geradezu für eine Tasse Tee! Schaut doch mal nach, ob der Kessel kocht!“

„Ihr seht also, daß es in Ordnung ist,“ flüsterte Jane. „Sie erinnert sich nicht.“

„Und Martha auch nicht,“ sagte Anthea, die sich nach dem Zustand des Kessels erkundigt hatte.

Als die Dienstboten bei ihrem Tee saßen, kam Beale der Wildhüter herein. Er brachte die willkommene Nachricht, daß Lady Chittendens Diamanten gar nicht verloren waren. Lord Chittenden hatte sie mitgenommen, um sie reinigen und neu fassen zu lassen, und die Zofe, die davon wußte, hatte Urlaub. So war das in Ordnung.

„Ich frage mich, ob wir das Psammead jemals wiedersehen,“ sagte Jane wehmütig, als sie im Garten spazierten, während Mutter das Lamm ins Bett brachte.

„Da bin ich sicher,“ sagte Cyil, „wenn ihr es wirklich gewünscht habt.“

„Wir haben versprochen, niemals einen weiteren Wunsch zu machen,“ sagte Anthea.

„Ich will es nie mehr,“ sagte Robert ernsthaft.

Sie haben es natürlich wiedergesehen, aber nicht in dieser Geschichte. Und es war auch nicht in einer Sandgrube, sondern an einem ganz, ganz, ganz anderen Ort. Es war in einem – aber mehr darf ich nicht sagen.

Erläuterungen

Die meisten Angaben stammen aus dem Internet. Ich habe sie sehr kurz gehalten; wer will, kann dort mehr erfahren. Für ihre Richtigkeit übernehme ich keine Garantie, und auch diejenigen, die ich selbst beigesteuert habe (J.K. gekennzeichnet), stehen unter dem Vorbehalt des Irrtums.

- S. 2** *Maskelyne und Cooke's* – John Nevil Maskelyne war Zauberkünstler und betrieb zusammen mit George Alfred Cooke in der Londoner Egyptian Hall ein Zaubertheater (Wikipedia). S. auch „Die Geschichte vom Amulett“ Kap. 14 (J.K.).
- S. 3** *Camden Town* – Londoner Ortsteil nordöstlich vom Regent's Park (J.K.).
Darren – Gebäude zum Trocknen von Gebrauchsgütern, z.B. Getreide (Wikipedia).
- S. 4** *Margate-Schaukeln* – Margate ist ein Seebad am östlichen Ende des Ärmelkanals (Wikipedia).
- S. 5** *Emu-Brand-Vögel* – „Emu“ war eine australische Biermarke („Emu Brand“), benannt nach dem großen australischen Laufvogel (Wikipedia).
- S. 6** *Squirrel* – „Eichhörnchen“; Cyril wird wegen der Namensähnlichkeit so genannt (wie Anthea „Panther“). Robert ist „Bobs“ und Jane „Pussy“ (J.K.).
- S. 7** *Psammead* – der Name ist von dem griechischen „psammos“ (Sand) und ein paar anderen Begriffen abgeleitet (Wikipedia). Einem altgriechisch-deutschen Wörterbuch zufolge wird (Alt-)Griechisch wie im Deutschen ausgesprochen, also wie man es schreibt (J.K.).
- S. 8** *Megatherium* – ein elefantengroßes Riesenfaultier Südamerikas, das vor ca. 2,5 Millionen bis ca. 10.000 Jahren gelebt hat (Wikipedia).
Pterodaktylen – kleine Flugsaurier (Wikipedia).
Brot-mit-Milch - „bread-and-milk“; es gibt zahlreiche Rezepte, z.B. Weißbrotstücke mit Zucker bestreuen und mit Milch übergießen (www.foodnetwork.com/recipes/nigella-lawson/bread-and-milk-recipe/index/html).
- Ichthyosaurus* – dem Leben im Wasser angepaßtes Reptil, vor 93 Millionen Jahren ausgestorben (Wikipedia).
Plesiosaurus – Meeresreptil, zusammen mit den Dinosauriern ausgestorben (Wikipedia).
- S. 16** *Rochester* – Kleinstadt am Fluß Medway in der Grafschaft Kent ca. 50 km östl. von London (Wikipedia).
- S. 19** *Sovereign* – Goldmünze im Wert von 1 Pfund Sterling, bis zum Ersten Weltkrieg normales Zahlungsmittel (Wikipedia). Hinweis: Bis Ende 1959 war die britische Währung folgendermaßen eingeteilt: Ein Pfund bestand aus 20 Schilling und ein Schilling aus 12 Pence (Pennys). Es gab 2-Penny-Münzen („tuppence“), Halbe Krone („half-crown“, 2½ Pence), ¼ Penny („farthing“) (J.K.)

- S. 20** *Pik-As-Guinea* – eine sogenannte Spade-Guinea, geprägt unter George III um 1795 (Wikipedia). Das Wappen auf der Rückseite ähnelt eher einem Spatenblatt („spade“) als einem Pik („spade“), finde ich (J.K.).
- S. 22** *Guineen* – höhere Preise wurden oft in Guineen ausgezeichnet, womit man 21 Schilling meinte (statt in Pfund zu 20 Schilling), obwohl die alten Guineen längst kein Zahlungsmittel mehr waren (Wikipedia, J.K.).
- S. 24** *Burggarten* – Rochester hat eine normannische Burg, erbaut ab 1087 (Wikipedia).
- S. 26** *Master Robert* – es war (und ist vielleicht noch heute) üblich, daß Fremde und Dienstpersonal kleine Jungen mit „Master“ und kleine Mädchen mit „Miss“ anredeten. Da in Deutschland Kinder geduzt werden und der Gebrauch von „Master“ und „Miss“ weniger Ehrerbietung als Konvention ist, wie sich aus dem Buchtext ergibt, habe ich die Anreden mit dem hier üblichen „du“ kombiniert. Vielleicht seltsam, aber recht apart (J.K.).
- S. 32** *Ohren leihen/römisch/Shakespeare* – Shakespeare: „Julius Caesar“, 3. Akt, 2. Szene, Trauerrede des Marcus Antonius: „Friends, Romans, countrymen, lend me your ears.“ („ . . . leiht mir eure Ohren.“). Aus Gründen der Verslänge und des Rhythmus und weil „die Ohren leihen“ im Deutschen ungebrauchlich ist, übersetzt Schlegel: „Mitbürger! Freunde! Römer! Hört mich an!“ (J.K.).
- S. 33** *Army and Navy* – eine Kaufhauskette, die inzwischen vom House of Fraser übernommen und umbenannt worden ist (Wikipedia).
- S. 37** *Buff-Orpington-Eier* – Buff-Orpington ist eine Hühnerrasse (Wikipedia).
- S. 42** *Klein Samuel im Gebet* – Samuel war ein Prophet im Alten Testament und der letzte der Richter Israels. S. das Buch Samuel in der Bibel (Wikipedia).
- S. 45** *Homemade Gardener* – Details waren nicht zu ermitteln; es handelt sich wohl um eine Zeitschrift für Hobbygärtner oder um eine Erfindung E. Nesbits (J.K.).
- S. 46** *Wagonette* – ein offener gefederter Pferdewagen, bei dem hinter dem Fahrersitz auf den Seiten der Kutsche zwei gegenüberliegende Sitzbänke montiert sind (Wikipedia).
- S. 47** *Medway* – 112 km langer Fluß im Südosten Englands. Er fließt u.a. durch Maidstone und Rochester (Wikipedia).
- S. 49** *autres temps, autres mœurs* –franz. „andere Zeiten, andere Sitten“ (J.K.).
- S. 54** *Sir Philip Sydney* – 1554-1586, englischer Dichter, Höfling und Soldat. Als er im Krieg verwundet wurde, soll er seine Wasserflasche einem anderen verwundeten Soldaten mit den Worten gegeben haben: „Dein Bedürfnis ist größer als meines.“ (Wikipedia). Cyril hat es anscheinend durch-einandegebracht (J.K.).
- S. 69** *Sennatee* – Senna alexandrina, Pflanzenart der Gattung Senna in der Unterfamilie der Johannesbrotgewächse. Sennablätter sind als mildes Abführmittel bekannt (Wikipedia).
- S. 76** *Bodiam Castle* – eine gut erhaltene Burgruine in East Sussex (Wikipedia).
- S. 79** *Jenny* – Kurzform von Jane (J.K.).

- S. 82** *waufbrend* – im Original „frumious“. Das Wort stammt aus Lewis Carrolls Gedicht „Jabberwocky“ in seinem „Alice“-Buch „Through the Looking-Glass and What Alice Found There“, Kap. I. In der „Annotated Alice“ (Penguin 2001) heißt es in Anm. 8 zu diesem Kapitel, vermutlich seien „fuming“ und „furious“ zu einem „Schachtelwort“ zusammengefaßt worden. „Fuming“ und „furious“ bedeuten beide „wütend“, „furious“ überdies „aufgebracht“. Ich habe deshalb in meiner „Jabberwocky“-Version („Plapperfrockisch“ - „Alice im Wunderland“ S. 84) „wütend“ und „aufgebracht“ zu „waufbrend“ verschmolzen. Eine ganze Reihe von Carrolls Wortschöpfungen ist in den englischen Wortschatz übergegangen (J.K.).
- S. 83** *Pax* – lat. Frieden (J.K.).
- S. 84** *Jungen von England* – „Boys of England“ war eine britische Wochenzeitschrift von 1866-1899. Hauptthemen waren Geschichte, Rebellen, Verbrechen, Romanzen, Paranormales und Privatschulen (Wikipedia).
George Washington – er bekam als Kind eine Axt geschenkt und versuchte, damit einen Kirschbaum zu fällen. Sein Vater bemerkte die Kerben im Stamm und befragte darüber seinen Sohn. „Ich kann nicht lügen,“ sagte George. „Ich habe sie mit meiner Axt gemacht.“ Daß die Anekdote wahr ist, darf bezweifelt werden; jedenfalls steht George Washington für Ehrlichkeit (german.austria.usembassy.gov/president.html, J.K.).
- S. 86** *Mansion House* – der offizielle Amtssitz des Lord Mayor of London (Wikipedia).
- S. 89** *Benenhurst* – anscheinend ein Ort in der Gegend, in der die Geschichte spielt. Näheres war nicht zu ermitteln (J.K.).
Gouvernantenwagen – kleiner zweirädriger Pferdewagen mit zwei gegenüberliegenden Sitzen, auf denen vier kleinere Personen Platz hatten. Der Kutscher saß seitwärts auf einem dieser Sitze. Der Wagen wurde besonders von Gouvernanten geschätzt, weil sie beim Selbstkutschieren ihre Zöglinge im Auge behalten konnten (Wikipedia).
- S. 95** *Sydney Carton* – eine Hauptfigur in Charles Dickens' „A Tale of Two Cities“, die sich während der Französischen Revolution für einen französischen Aristokraten opfert (Wikipedia, J.K.).
- S. 99** *Waterbury-Uhr* – das amerikanische Unternehmen Waterbury stellte preiswerte und zuverlässige Taschenuhren her, die man aber lange aufziehen mußte (158 Umdrehungen) (www.mikrolisk.de/show.php/240/company-waterbury).
- S. 106** *verrückt . . . Hutmacher* – Hutmacher galten als notorisch verrückt (s. den „verrückten Hutmacher“ bei „Alice im Wunderland“), was darauf beruhte, daß sie mit Quecksilber arbeiteten und die giftigen Dämpfe einatmeten („The Annotated Alice“, Anm. 8 zum 6. Kap., Penguin 2001, J.K.).
- S. 111** *Liberty-Schachtel* – aus dem für seine exquisiten Waren berühmten Kaufhaus Liberty's in London (J.K.).
- S. 114** *Pow-Wow* – Verhandlungen zwischen und mit Indianern (J.K.).
Mazawattee – eine englische Teefirma und -marke (Wikipedia).

Moning Congo – ebenfalls eine Teemarke (www.freefictionbook.org/books/c/8275-cassels-vegetarian-cookery.by-a-g-payne?start-120).

S. 115 *Phiteezi* – eine Schuhmarke (u.a. homepage.ntlworld.com/vivian.c/SpellingNovel/Businesses.htm).

Berittene Kap-Polizei – „Frontier Armed and Mounted Police“; eine quasi militärische multi-rassische Polizeitruppe in der britischen südafrikanischen Kapkolonie (Wikipedia).

Wampum – indianische Bezeichnung für verschiedenfarbene Perlen aus Meeresschnecken und Muscheln, die auf Schnüre gereiht und zu Wampumgürteln geflochten wurden. Sie dienten zur Nachrichtenübermittlung und zur Überlieferung wichtiger Ereignisse (Wikipedia).

Wigwam – Behausungen der Indianer im Nordosten Nordamerikas, meistens in Kuppelform mit runder oder rechteckiger Grundfläche. Sie bestanden aus einem Gerüst von gebogenen Holzstämmen und einer Bedeckung aus Grasmatten o.ä. (Wikipedia).

S. 119 *Riviera* – Martha meint eine „rivièrè (des diamants)“, also ein Diamantenkollier (J.K.).

S. 120 *Bedlam* – Londoner psychiatrische Klinik Bethlam Royal Hospital (Wikipedia).

S. 125 *„Die Messingflasche“* – „The Brass Bottle“. Gemeint ist wohl das Buch von F. Antsey, erschienen um 1900. Es handelt von einem Dschinn, der aus der Flasche kommt und Wünsche erfüllt, deren Resultate nicht den Erwartungen entsprechen (www.goodreads.com/book/show/10447889-the-brass-bottle).